Hofrath v. Eckartshausen's

Schriften.

Dreyzehnter Band.

Die
Folgen der Tugend und des Lasters,
oder
moralische Grundsätze,
anwendbar gemacht
auf's Herz durch Erzählungen.

I. Theil.

Erhebung des Gefühls zum Schöpfer.
Von den Hauptlastern, woraus das Unglück der Menschheit entsteht.
Folgen des Hochmuths und des Stolzes in Hybernien.
Ludwig, der Gebartete.
Lottchen, eine wahre Geschichte.
Mirmon.
Turpin.
Eugenie Brandfort.
Der Sieg der Standhaftigkeit.

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Universitäts-Buchhändler.

La (b) 211 - 13/14

11941 6182

Staatl. Bibliothek Passau

1998/411 ✓

Die
Folgen der Tugend
und
des Lasters,
oder
moralische Grundsätze,
anwendbar gemacht
auf's Herz durch Erzählungen.

Erster Theil.

Sey aufmerksam auf die Folgen deiner Handlungen, und du bist der Wahrheit näher gekommen. — —

Euch, ihr Wenigen, die ihr es der Mühe werth haltet, manchmahl über eure Handlungen nachzudenken, und auf die Folgen des Guten und des Bösen aufmerksam zu seyn; euch seyen diese Erzählungen geweiht!

Meine Absicht war, euch nur einen Wink zu geben, damit ihr fühlen möchtet, daß keine Handlung im Menschenleben unbedeutend ist. Jede hat ihre Folgen; das Gute bringt gute Folgen, das Böse böse; es kömmt auf die Zeit nicht an, in welcher die Folgen reif werden; bald geschieht es früher, bald später. Wer aufmerksam auf sein und Anderer Leben ist, wird die Wahrheit dieser meiner Voraussetzungen finden. Auch die Geschichte kann meine Sätze rechtfertigen. Das Böse bringt Staaten in Untergang wie den einzelnen Menschen; Revolutionen, die wir heute anstaunen, sind oft nur Folgen lang vorhergegangener Handlungen; man merke sich den Satz: daß das Gute die Folge des Wahren ist, und das Böse die Folge des Falschen. Die Gottheit hat Alles so gerichtet, daß uns Alles an sie erinnert. Die bösen Folgen des Falschen sollen uns Wahrheit

erkennen lehren, sollen uns überzeugen, daß nur sie Gutes hervorbringt; und so soll der Mensch durch seine begangenen Fehler sich verbessern und zur Weisheit zurückkehren. Er soll es; aber Wenige werden aufmerksam durch ihre Fehltritte gemacht; auch nicht durch die Fehler Anderer; Jahrtausende werden vielleicht noch vorübergehen müssen, bis der Mensch sein eigenes Wohl einsieht; bis er erkennen lernt, daß Alles sinken muß, was nicht Wahrheit ist.

Die Geschichte zeigt uns eine Reihe der mächtigsten Staaten, wie sie aufkeimten; wie sie durch Annäherung der Wahrheit sich vervollkommten, und durch Entfernung wieder sanken — nothwendig sinken mußten; allein auch diese großen Auftritte im Menschenleben bringen nur wenige Menschen zur Kenntniß der Wahrheit. Es kann auch nur stufenweise geschehen, denn das Gute ist immer der kleinste Theil, der sich in Gährungen absondert, und wem ist diese Welt ähnlicher, als einer gährenden Masse. — — Glücklich der, der sich über den Schlamm erhebt; oder sich bemüht, über den Schlamm hervorzuragen! der Funke der Gottheit, der in ihm verborgen liegt, wird ihn näher zur großen Menschenbestimmung führen.

Einleitung.

zu

folgenden Erzählungen.

Ich schreibe nun ein Buch, und es soll den Titel führen: Die Folgen der Tugend und die Folgen des Lasters. Ich will den Menschen zeigen, warum die Tugend glücklich, warum das Laster unglücklich macht. Nicht theoretisch will ich beweisen, sondern durch Beyspiele, durch Erzählungen — mit einem Worte: ich will die Sache anschaulich machen.

Das Laster, meine Brüder! macht das Unglück der Menschen. Selig wäre dieser Aufenthalt hienieden, wenn es keine bösen Menschen gäbe. Alle Philosophen seit Jahrhunderten sprachen von der Tugend. Menschen! riefen sie, seyd tugendhaft, wenn ihr glücklich seyn wollt: allein wenige waren ihrem Zurufe getreu, und viele verstanden gar nicht, was sie sagten. Wenn ich die Welt fragen sollte: was ist denn Tugend? und was ist Laster? so würden mir wenig Menschen sagen können, was wirklich Tugend und Laster ist. Eine andere Frage, und noch wichtiger für die Menschheit wäre

diese: warum macht denn die Tugend die Menschen glücklich? warum das Laster unglücklich? — Aber auch diese Frage werden mir wenig Menschen richtig beantworten.

Wir fordern nun von den Menschen, sie sollen tugendhaft seyn, und der größte Theil hat gar keinen Begriff von der Tugend; wir wollen, daß die Menschen die Tugend lieben sollen, und nur ein kleiner Theil der Menschen kennt die Beweggründe, die die Tugend liebenswürdig machen.

Der Wille der Menschen wird durch Erkenntniß regiert. Um das Gute zu wollen, muß man das Gute deutlich erkennen; darin liegt der Grund der Herzensbesserung; darin der Grund aller Menschenkultur. Statt uns aber zur Erkenntniß des Guten und Wahren zu führen, lockt uns Alles zum Bösen und Falschen. Das Wahre führt zum Guten, das Falsche zum Bösen. Diese Grundsätze, die Menschheit deutlicher kennen lehren, bewirken Menschenbildung. Der Mensch bildet sich nur in so weit, als er dem Wahren und Guten näher kommt, und wird schlimmer, je mehr er sich dem Falschen und Bösen nähert. Menschen bilden heißt also, sie das Wahre und Gute kennen lehren. Das Wahre ist der Gegenstand der Erkenntniß, oder des Verstandes; das Gute ist das Wahre in der Ausübung, der Gegenstand des Willens. Der Mensch muß wollen, und er will nicht, wenn er nicht deutlich erkennt; wie kann aber nun das gesche-

hen? — durch die Kultur. Gott legt in den Menschen die Fähigkeit zu erkennen, und Alles, was in der Natur ist, ist diesem heiligen Endzweck getreu. Die Folgen des Bösen, die Folgen des Guten sind das, was den Menschen aufmerksam macht, und ihn stufenweise zur Erkenntniß des Wahren führt.

Gott ist die höchste Wahrheit und Güte; oder ein Wesen, das im höchsten Besitze der Kenntnisse des Wahren und Guten ist, und dieses Bewußtseyn genießet — — dieses Wesen ist Gott.

Der Besitz von Wahrheit und Güte zusammengenommen, oder der Wahrheit und ihrer Folge, ist Weisheit.

In Gott, als dem vollkommensten Wesen, das unendlich wahr und unendlich gütig ist, liegt daher der ewige Wille, ihm ähnliche Wesen hervorzubringen, und zu ähnlicher Seligkeit zu bestimmen.

Dieser ewige Wille, der die Folge der höchsten Erkenntniß des Wahren und Guten ist, wird Liebe genannt — göttliche Liebe.

Liebe ist die Folge der höchsten Erkenntniß des Wahren und Guten. Sie entsteht aus dem Gefühle der höchsten Seligkeit und Gottheit, welche Seligkeit das Bewußtseyn der Macht ist, andere ihm ähnliche Wesen zu erschaffen, und sie zu ähnlicher Seligkeit zu bestimmen.

Dieser Trieb in seinem Ursprunge wird Schöpfung, im Fortgange Bestimmung, im Ende

Vollendung, oder Seligkeit der Geschöpfe genannt.

Schöpfung, Bestimmung, Vollendung sind Folgen der göttlichen Liebe.

Alles, was immer ist, hat seine Gesetze, das heißt: nothwendige Verhältnisse, ohne welche die Sache die nicht seyn würde, die sie ist. Verändern sich die Verhältnisse, so verändert sich auch die Sache; hören die Verhältnisse auf, so hört auch die Sache auf.

Das Wesen, dessen nothwendige Verhältnisse nie einer Veränderung unterworfen waren, noch einer Veränderung unterworfen werden können, dieses Wesen wird ein ewiges Wesen genannt.

Die Attribute der Ewigkeit sind also Unveränderlichkeit, immerwährendes Daseyn.

Gott allein ist ewig, denn Unveränderlichkeit ist das Verhältniß der Gottheit: ohne dieses Verhältniß würde Gott nicht Gott seyn.

Wäre sein Daseyn nicht von jeher gewesen, so wäre kein Schöpfer; folglich kein Geschöpf, denn das Veränderliche erhält seinen Ursprung aus dem Unveränderlichen, und das Zeitliche aus dem Ewigen.

Ein Geschöpf wird ein Wesen genannt, dessen nothwendige Verhältnisse einiger Veränderung unterworfen sind.

Schöpfung war die erste Veränderung; der Schöpfer oder Veränderer mußte nothwendig unveränderlich

gewesen seyn, denn sonst wär er selbst Geschöpf gewesen.

Durch die Schöpfung entstand das Zeitliche, oder Veränderliche; denn Gott konnte keinen Gott, oder das Unveränderliche ein Veränderliches erschaffen.

Maß, Zeit, Raum sind Veränderungszustände körperlicher Dinge, und gründen sich auf die Beschränktheit unserer Sinne, auf die Eindrücke, die nur stufenweise erregt werden.

Wo allgemeine Uebersicht ist, und Unveränderlichkeit, dort ist weder Zeit, noch Maß, noch Raum.

Da Gott keine Sinne wie das Geschöpf hat, so ist für ihn weder Vergangenes, noch Zukünftiges, sondern Alles ist seinem Geiste Gegenwart.

Ich habe gesagt, daß Gott ein Wesen ist, das im höchsten Besitze des Wahren und Guten ist, folglich liegt ein ewiges Verhältniß in ihm, nach dem Wahren und Guten ewig zu handeln, welche Handlung wir göttliche Allmacht nennen.

Vermöge dieser Allmacht, welche die Thätigkeit seiner Liebe ist, rief er die unendlichen Welten aus ihrem Nichts hervor; er erfüllte sie mit fühlenden Geschöpfen, mit Menschen, die er nach seinem Ebenbilde erschuf, und zur Seligkeit bestimmte.

Da es nun einen Schöpfer und Geschöpfe gibt, so muß es wieder ein nothwendiges Verhältniß zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe geben, und die-

ses Verhältniß oder Band, das den Schöpfer mit dem Geschöpfe, und das Geschöpf mit dem Schöpfer verbindet, ist Liebe.

Diese Liebe ist dreyfach, die Liebe des Schöpfers gegen das Geschöpf; die Liebe des Geschöpfes gegen den Schöpfer; und die Liebe des Geschöpfes zum Geschöpf.

Je fähiger ein Wesen der Liebe ist, desto edler ist das Geschöpf. Der Engel unterscheidet sich vom Menschen nach den Graden seiner Liebe.

Die Liebe des Schöpfers gegen das Geschöpf besteht in der Bestimmung des Geschöpfs zu ähnlicher Seligkeit, das ist, in der Bestimmung zur Erkenntniß des Wahren und Ausübung des Guten.

Die Liebe des Geschöpfs gegen den Schöpfer besteht in der Erkenntniß seiner Bestimmung zur Seligkeit und in dem Willen, der Erkenntniß des Wahren und Guten nachzukommen.

Je mehr ein Mensch sich der Wahrheit und Güte nahet, desto mehr liebt er Gott.

Die Liebe des Geschöpfes gegen sich selbst besteht in dem Bestreben, das Wahre zu erkennen und das Gute auszuüben;

Und die Liebe des Geschöpfes gegen das Geschöpf, oder die Nächstenliebe, entspringt aus der Liebe gegen den Schöpfer und aus der wahren Liebe gegen sich selbst: daß ich nähmlich meinen Mitmenschen, wie

mich selbst liebe, und daher der Gottheit durch die Liebe ähnlich werde.

Da Gott ganz Liebe ist, so konnte er keinen andern Endzweck bey der Schöpfung haben, als das höchste Glück der Erschaffenen.

Der erschaffene Geist unterscheidet sich aber von dem ewigen Geiste, oder dem Geiste der Gottheit dadurch, daß er nur stufenweise zur Erkenntniß kommt, da der ewige Geist durch einzelne Uebersicht im Besitze der Anschaulichkeit ist.

Anschaulichkeit will sagen die deutliche Uebersicht der Dinge, ihrer Verhältnisse, Wirkungen und Folgen.

Da Gott ihm ähnliche Wesen zu ähnlicher Seligkeit bestimmte, so mußte er nothwendig diese Geschöpfe so erschaffen, daß sie fähig waren, zur Erkenntniß des Wahren und Guten, ohne welches keine Seligkeit ist, stufenweise zu gelangen; er mußte ihnen daher Organe geben, mittels welcher sie dieser Erkenntniß nach und nach fähig würden.

In einem Geschöpfe, das stufenweise zu seiner Vollkommenheit schreitet, liegt daher auch als ein Verhältniß die Nichtkenntniß, oder das Falsche, und die Folge des Falschen, das Böse.

Da Gott Liebe ist, und den Menschen, das höchste Geschöpf der Erdorganisation, zur Fortschreitung höherer Vollkommenheit bestimmte, so mußte er nothwendig solche Verhältnisse aufstellen, wodurch sie durch eigene Selbstüberzeugung zur Erkennntniß des Wah-

ren und Guten geleitet werden, folglich eine Körperwelt erschaffen.

Die Körperwelt unterscheidet sich von der Geisterwelt durch die Beschränktheit der Sinne der Erdorganisirten; denn da das Wahre in der Anschaulichkeit der nothwendigen Verhältnisse der Sachen mit ihrem ganzen Zusammenhange und ihren Folgen besteht, so ist das Falsche ein Mangel dieser Anschaulichkeit, woraus das Böse als eine Folge entsteht.

In der Körperwelt ist also Wahres und Gutes; Falsches und Böses.

Gott, der im höchsten Besitze des Wahren und Guten ist, schließt, seinen Eigenschaften nach, alles Falsche und Böse nothwendig aus.

Der Mensch, seiner Natur nach, ist im Falschen und Bösen, weil er körperlich ist; er besitzt aber die Fähigkeit, die die ewige Liebe in ihn legte, das Gute und Wahre wählen zu können, und diese Fähigkeit wird Freyheit genannt.

Freyheit kann nur in der Körperwelt seyn, wo Wahres und Falsches ist; jenseits, wo Wahrheit und Güte ist, gibt es keine Freyheit.

Der Mensch mußte nothwendig nach den ewigen Verhältnissen in den Zustand der Freyheit gesetzt werden, weil er zur stufenweisen Erkenntniß bestimmt ist; denn ohne diese stufenweise Erkenntniß wäre er nicht Geschöpf, sondern der Schöpfer selbst.

Des Menschen Bestimmung ist der Gottheit ähnliche Seligkeit; denn die Wirkung der Liebe ist der Trieb der Vereinigung.

Diese Seligkeit besteht in dem Bewußtseyn des Besitzes des Wahren und Guten, nähmlich, in der Aehnlichwerdung der Gottheit

Der Mensch hat also zwey Wege, nähmlich die Annäherung und die Entfernung.

Annäherung will sagen, daß der, der sich durch die Erkenntniß des Wahren und Ausübung des Guten immer mehr der göttlichen Liebe ähnlich macht, sich immer mehr der Gottheit nähert.

Entfernung ist der Zustand, in welchen der Mensch durch das Falsche und Böse versetzt wird, wodurch er sich von Wahrheit und Güte, folglich von der Gottheit entfernt.

Da die Annäherung der Weg zur Seligkeit ist, so muß nothwendig die Entfernung der Weg zur Unseligkeit seyn: und da Seligkeit und Unseligkeit in dem Bewußtseyn des seligen oder unseligen Gefühls besteht, so ist unwidersprechlich, daß der Weg des wahren Glücks nur in Aehnlichwerdung der Gottheit besteht.

Die Bemühung des Geschöpfs, der Gottheit ähnlich zu werden, wird geistiges Leben genannt; das Aufhören dieses Bemühens geistiger Tod.

Da dieses Bestreben nach Aehnlichwerdung zu Gott führt, der Wahrheit und Güte ist, und Wahrheit in

der Anschaulichkeit besteht, so darf man sich des Ausdruckes bedienen, daß das Gute zum Licht führt.

Und da Unähnlichwerdung von Gott entfernt, folglich auch von Wahrheit und Güte, und uns also zum Falschen und Bösen leitet, so darf man sich des Ausdruckes, Finsterniß, bedienen.

Durch die Annäherung unterscheiden sich daher die Kinder des Lichts von den Kindern der Finsterniß, die von der Gottheit sich entfernen.

Ein Geschöpf, erschaffen nach dem Ebenbild Gottes, das will sagen, ihm ähnlich und bestimmt zu ähnlicher Seligkeit, dieses Geschöpf ist der Mensch. Er ist das höchste Geschöpf in der Erdorganisation; und das unterste Glied in der Kette höherer Wesen.

Der Mensch besteht aus Körper und Seele; er ist Thiermensch und Geistmensch: mit dem Körper hängt er an der Körperwelt, mit der Seele an der Geisterwelt; daher der Grund der doppelten Neigung, oder des Gesetzes des Fleisches, das mit dem Gesetze des Geistes streitet.

Der Mensch ist erschaffen zu höchster, seinem Wesen angemessener Seligkeit; folglich zur höchsten Erkenntniß des Wahren und Guten.

Gott ist ganz Liebe, und nur durch Liebe nähert sich das Geschöpf der Gottheit, und entfernt sich durch Nichtliebe.

Alles Gute ist die Folge der Liebe; alles Böse ist die Folge der Nichtliebe.

Je mehr der Mensch in der Erkenntniß wächst; je mehr nimmt seine Liebe zu; je mehr der Mensch von Irrthum geleitet wird, je mehr entfernt er sich von der Liebe.

Das Gesetz der Liebe ist Aehnlichwerdung, Aneinanderkettungstrieb, Einswerdung.

Alle Gesetze, die Gott gab, gründen sich auf Liebe. Liebe Gott! Liebe den Nächsten! Liebe dich selbst!

Diese Gesetze sind nicht wie die Gesetze der Welt, die oft nur die Werke des Eigensinnes der Menschen sind; es sind nothwendige Verhältnisse, eingewebt in das Schöpfungssystem — ewig, wie die Gottheit selbst.

Jede Tugend besteht in der Liebe, und mißt sich nach den Graden der Liebe.

Jedes Laster besteht in Nichtliebe, und mißt sich nach den Graden der Nichtliebe.

Je größer die Liebe ist, je größer ist die Tugend; je grösser die Nichtliebe, je größer ist das Laster.

Es fragt sich nun: was ist denn Tugend und Laster? Ich will es erklären.

Im Menschen liegt der Trieb zur Geselligkeit; eben durch diesen Trieb wird er edler als das Thier, denn seine Kräfte bekommen Zuwachs, und thätiger wird seine Liebe.

Das Geschöpf unterscheidet sich von dem Geschöpfe durch die Fähigkeit seiner Liebe. Je reiner, je größer

die Liebe des Geschöpfes, desto edler ist das Geschöpf. Durch den Grad der Liebe unterscheidet sich der Engel vom Menschen, der Cherub vom Engel.

So lange der Mensch einzeln im Stande der Natur ist, so ist sein natürliches Gesetz seine Selbsterhaltung; nur Selbstliebe ist sein Verhältniß.

Höher ist der Beruf des Menschen. Er fühlt bald das Bedürfniß, und suchet seines Gleichen. Es entsteht die Gesellschaft, und so verändern sich die Verhältnisse. Wie im Stande der Natur zur Erhaltung des einzelnen Menschen seine Selbstliebe nothwendig ist, so erfordert das gesellschaftliche Leben die Liebe seines Mitbruders, die Nächstenliebe; so entsteht das erste Gesetz: Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch deinem Nächsten nicht; und was du willst, daß man dir thue, das thue deinem Nächsten.

Hieraus erklärt sich schon, wie edel die Bestimmung des Menschen ist. Die Wege der Aehnlichwerdung der Gottheit liegen in diesem heiligen Verhältnisse.

Menschen! wenn ihr von den Gesetzen der Gottheit redet, so stellet euch keine Gesetze vor, wie sie Menschen geben: die Gesetze der Gottheit sind nothwendige Verhältnisse zur Glückseligkeit des Menschen; ohne diese Verhältnisse kann sie nicht erreicht werden.

Die Gesetze der Gottheit sind Gesetze der Liebe, und sie gebiethen nur die Liebe. Wenn ich nun im gesellschaftlichen Leben nach den nothwendigen Verhält-

nissen handle, so bin ich natürlich gut; und wenn ich eine Fertigkeit gut zu handeln erlange, so bin ich natürlich tugendhaft:

Führt mich aber meine Erkenntniß der Wahrheit näher, und ich handle nach den Verhältnissen nicht wegen meines Selbstwohls, sondern wegen des Wohles meines Nächsten, so wird meine Tugend edler, und man nennt sie philosophische Tugend.

Erkenne ich noch deutlicher Wahrheit und Güte, und übe mit Fertigkeit das Gute aus — üb' es darum aus, um der göttlichen Liebe ganz ähnlich zu werden, so ist diese Tugend die Tugend der Religion.

Laster ist daher die Fertigkeit, diesen heiligen Verhältnissen entgegen zu handeln. Warum ist denn der größte Theil der Menschen mehr lasterhaft als tugendhaft? — Weil sie die Wahrheit und das Gute nicht erkennen; weil sie im Irrthum und im Bösen sind, denn das Böse ist die Folge des Falschen, wie das Gute die Folge des Wahren ist.

Warum erkennen aber so wenig Menschen das Wahre?

Weil Selbstliebe und Liebe zum Falschen sie verführt, und weil sie im Irrthum sind.

Wie geschieht nun dieses? — Theils durch die Beschränktheit unserer Sinne; theils aus Mangel der Untersuchung, was wahrhaft gut ist, oder nicht; theils wegen des allgemeinen Beyspiels des Irrthums; und theils, weil sich Viele einbilden, es wäre unmöglich oder

höchst beschwerlich dem Menschen, ein Leben der Liebe zu führen.

Wie kann man nun den Menschen von diesem Irrthume abführen?

Wenn man ihn die Tugend und ihre Folgen, das Laster und seine Folgen kennen lehrt; wenn man ihm zeigt, wie er zur Erkenntniß des Wahren, und zur Ausübung des Guten schreiten soll; wenn man ihn zur Anschaulichkeit führt, Vorurtheile entlarvt, und das Falsche entfernt, das ihn blendet.

Dieß soll mein Bemühen in diesem Buche seyn. Alles, was ich erzähle, soll anschaulich und wahr seyn, und welche Wonne würde der Tag für mich haben, wenn einige meiner Brüder zu mir sprechen sollten:

Freund! wir sind der Wahrheit näher gekommen — näher dem Guten — näher der Harmonie des Ganzen, die Liebe ist.

Erhebung des Gefühls zum Schöpfer.

Großer Gott! ich bitte dich, gib mir die Unschuld der Weisheit, denn ich erkenne, daß die Engel selbst nur in so viel vor Dir weise sind, als ihre Seele unschuldig und rein ist. Ich erkenne, das ich mir nichts von dem Guten zuschreiben kann, daß in mir ist, sondern, daß ich Alles Dir, meinem Herrn und

Gott, zu danken habe. Mein Werk, ist nur das Böse; das Gute, das in mir ist, ist Dein, Schöpfer und Erschaffer!

Ich bitte Dich, unendliches Licht der Wahrheit! führe mich auf den Wegen meiner Wanderschaft; von Dir allein will ich geführt werden, nicht durch meinen Eigendünkel, meinen Selbststolz und meine Selbstliebe will ich mich führen lassen. Ich rufe zu Dir, Herr! führe mich! Alles will ich lieben, was Du mir zu erkennen gibst, das gut ist: an Allem will ich mich ergetzen, was wahr ist, denn Du Herr bist Güte und Wahrheit, und ich weiß und empfinde, daß das Gute lieben, es wollen und thun, Dich, mein Gott! lieben heißt; das Wahre lieben, es wollen und thun, ist die Liebe des Nächsten — lasse mich Dich, lasse mich meinen Nächsten lieben!

Mit allem dem, was Du mir gabst, bin ich zufrieden, weil ich weiß, daß ich so viel empfangen habe, als mir zuträglich ist, und weil Du mich gelehrt hast, daß denen, die wenig empfangen, auch wenig zuträglich ist. Ich als Dein Geschöpf weiß nicht, was mir zuträlich ist, sondern Du allein weißt es, o Herr! der für alle ewige Dinge Vorsehung hegt. Der wahr auf Dich hoffet, sich an Dich kettet, der kann nicht verloren seyn.

Herr! zu Dir flehe ich, denn Du bist mein Vater; zu wem soll ich flehen, als zu Dir? — Wer liebt mich so sehr als Du? — Wer streckt seine Arme im

Elend gegen mich aus, als Du? — Du bist die ewige unwandelbare Liebe — immer bereit, das Flehn Deiner Geschöpfe anzuhören, nie taub der Stimme Deiner Kinder. Du bist nicht, wie die Menschen, die so gern dem Elende ihre Thüre verschließen, heut geben und morgen wieder rauben, oder unwillig den Brocken ansehen, den sie uns zuwerfen; oder die uns bey ihren Thüren von ihren Dienern abspeisen lassen, nein, so bist Du nicht; vor Dir ist der König wie der Bettler, alle sind wir Deine Kinder.

Zu Dir rufe ich also, Vater! und wer zu Dir, Vater! ruft, den kannst Du nicht verstoßen. Ich erinnere Dich Deines Versprechens. Ich bin ein schwacher Mensch, und wenn nun mein Kind zu mir käme, mich um Erbarmen flehte, würd' es nicht verstoßen; und Du, dessen Liebe weit die Liebe aller Geschöpfe übertrifft, Du solltest mich verlassen können? — O wer so denken könnte, der kennt Dich nicht. — Du bist die Liebe, und was vermag die Liebe nicht! —

Sieh, Herr! in dieser Erde, in die Du mich hingesetzt hast, ist so viel Elend. Betrachte mein Auge; in Thränen spiegelt sich die Sonne, wenn sie untergeht, und die Morgenröthe hört meine Seufzer. Sieh! das Herz, das Du mir gabst, wird von Gram gefoltert, und diese Arme, die Du mir, Schöpfer! gegeben hast, strecke ich gen Himmel, und flehe um Rettung.

Du, der Du Alles übersiehst, der Du Alles weißt, höre mich, und eile mir zu helfen! Du bist mein Va-

ter; Du gabst mir Seele und Herz; lasse die Seele des Kindes nicht die Beute des Grams, und dieses Herz nicht das Opfer der Trübsal seyn! Denke, daß ich ein sinnliches Geschöpf bin, das Organe hat und leidet! — kannst Du Deine Kinder leiden sehen? — Nein, Du bist Vater, Du hilfst und rettest.

Habe ich Deine Wege auch je verlassen, war ich Dir ungehorsam; soll ich nun vor Dir zittern? soll ich nun zweifeln, ob Du mich hören wirst? — Nein, Herr! ich zweifle nicht; Du hörst auch den, der Dich verließ, und froh streckst Du die Arme gegen den Verirrten aus.

Du bist nicht wie ein Mensch, der seine Launen hat, der zürnt und pocht, zankt und schmähet, oder der sich nur langsam durch Winseln bewegen läßt; Du bist Dir immer gleich — immer Liebe.

Das, was Du uns gebothen hast, ist nicht wie das Geboth der Könige der Erde; unser Selbstwohl ist der Gegenstand Deines Gesetzes: Alles, was Du willst, das wir thun sollen, ist der Liebe willen. Herr! wenn ich meinen Handlungen nachdenke, so finde ich Vieles, worin ich Deinen heiligen Gebothen entgegen handelte.

Ich entschuldige mich nicht; ich erkenne meinen Irrthum; aber Du, Herr! wirst mich entschuldigen, der Du die Schwachheit der Sterblichen kennst. Was kann ein Geschöpf, das aus Thon gemacht ist, und ein schwaches Moosrohr, das sich unter dem Sturme der Leidenschaften beugt? —

Ich erkenne, daß ich Deiner Liebe entgegen gehandelt habe, und mir ist auch leid — nicht leid, weil ich nun Deiner Hilfe bedarf, oder weil ich mich vor der Strafe fürchte, nein, Deinetwegen allein ist mir leid, weil ich Dich so spät erkannt habe; weil ich weiß, wie sehr Du liebst, und wie wenig ich geliebt habe.

Könnten Martern Deine Gerechtigkeit besänftigen, so würde ich sie gern erdulden; könnten neue Höllen das Unrecht gut machen, das ich that, so verschließe mich in diese Höllen; nur raube mir den Gedanken Deiner Liebe nicht! — Aber Deine Strafen sind nicht Rache. Daß das Unrecht uns durch sich selbst zur Erkenntniß führe, das ist Dein Wille, das ist das Gesetz Deiner Liebe.

Herr! ich erkenne nun; verschließe mir also die Arme nicht, in die ich wieder zurück komme. Meine Reue besteht nicht in kindischem Winseln oder in unruhigem Grame; sie besteht darin, daß ich meinen Willen verbessere, und nicht mehr zurücktrete; daß ich meine Seele umändere, das sey meine Buße. Herr! mein Wille ist fest: aber ich vergesse nicht, daß das Fleisch schwach ist. Ich bin nicht stolz auf meine Kräfte; was sind die Kräfte eines schwachen Sterblichen? — Ich erkenne, daß ich aus Nichts kam; aber eben darum, weil ich's erkenne, so komme ich zu Dir und bitte Dich um Deinen Schutz. Leite mich durch die Wege dieser Wanderschaft, schicke mir Deine heiligen Engel, und führe meine Seele durch heilige Einsprechun-

gen. Mache mich zu einem Werkzeuge Deiner Liebe, und lasse mich so viel Gutes hienieden wirken, als nur möglich ist. Nie werde ich vergessen, daß Alles, was geschieht, Dein Werk ist, und daß ich nur ein schwaches Werkzeug bin, das ohne Kraft ist, wenn die Hand Deiner Güte es verläßt.

Mit Stärke der Seele hoffe ich nun auf Dich, und wer glaubt, liebt und hoffet, wird nicht zu Schanden werden; Gott! mein Helfer! mein Erretter! Amen.

Von den Hauptlastern, woraus das Unglück der Menschheit entsteht.

Stolz. Ehrgeitz. Hochmuth.

Stolz, Ehrgeitz und Hochmuth gründen sich auf eine unmäßige Selbstliebe. Der Stolz ist eine übertriebene Einbildung von sich selbst, und seinen eignen Vorzügen vor Andern, da man sich Vorzüge beylegt, die man nicht besitzt; oder in wirkliche Vorzüge einen größern Werth legt, als sie haben.

Ehrgeitz ist das unmäßige Bestreben nach falscher Ehre bey Menschen um ihrer selbstwillen.

Hochmuth ist das Bestreben, durch ein äußerliches Betragen Aufmerksamkeit zu erregen, und Vorzüge vor Andern zu erhalten.

Man sieht, daß diese Laster das Band der Liebe abschneiden, den Menschen von dem Menschen trennen, da sie Geringschätzung und Erniedrigung der Andern hervorbringen, und daher das Glück der Gesellschaft stören.

Mangel an Kenntniß seiner selbst ist die erste Ursache des Stolzes; wer sich, wer den Menschen kennt, der wird nicht stolz seyn.

Der Stolz verräth Dummheit und Nichkenntniß, er ist eine lächerliche Leidenschaft. Der Stolz kann sich nur bessern, wenn er erkennt, daß es keine Größe gibt als Seelengröße; und wenn er sich überzeugt, daß der Mensch nichts von sich selbst, sondern Alles durch die Gnade desjenigen macht, der die Menschen schuf.

Grundsätze wider den Stolz.

1. Die Menschen sind alle gleich; alle Kinder der Gottheit; alle Brüder.

2. Der Mensch ist ein schwaches Geschöpf; sein zufälliges Glück ist das Werk der Zeit und der Umstände; das wahre Glück ist das Werk der Gottheit, der Bildung seiner Seele.

3. Der Mensch bleibt immer ein schwaches Geschöpf. Verstand, Schönheit, Stärke sind Zufälle — Geschenke der Gottheit, auf die er nie Ursache hat stolz zu seyn. Eine Nerve, die sich verrückt, macht den Weisesten zum Narren; eine Krankheit verunstaltet das schönste Gesicht, und entnervt den stärkesten Mann.

Mensch, sey also nicht stolz, denn du schadest dir und dem Nächsten.

Beweise.

Der Stolze. Ich bin mehr als du.

Ich. Wer weiß das? Ich bin ein Mensch; welches Vorrecht hast du vor dem Menschen?

Der Stolze. Ich habe mehr Verstand.

Ich. Verstand? — Ich glaube, du hast weniger; denn wenn du mehr Verstand hättest, so würdest du dich nicht über Andere erheben wollen.

Der Stolze. Ich bin schön.

Ich. Ja! Die Blume ist auch schön; die Natur auch; das Pferd dort auch; — und doch bleibt die Blume Blume; die Natur Natur; das Pferd Pferd. Ist die Schönheit dein Werk, oder das Werk des Zufalls? — Ist es das Werk des Zufalles, warum sagst du: es sey dein Eigenthum? — Wenn der Zufall das wieder zurück ruft, was sein ist, dann bist du verloren.

Der Stolze. Ich bin geschickt.

Ich. Weil du also geschickter bist, als ein Anderer, so hast du Vorzüge über Andere, so hast du ein Recht stolz zu seyn? — Sieh! wenn du der erste Gelehrte bist, so wirst du mir doch keine Schuhe flicken können: also kann der Schuhflicker etwas, was du nicht kannst, und hat auch der Schuhflicker einen Vorzug vor dir. Wenn nun der Schuhflicker mit dir stolz wäre, wie du gegen ihn; — wäre es nicht lächerlich?

Der Stolze. Ich bin reich.

Ich. So hat das Geld einen Werth, und nicht du. Was dir die Menschen thun, thun sie nicht wegen deiner Person, sondern wegen deines Geldes. Wenn du kein Geld mehr hast, bist du elender als das Elend selbst.

Der Stolze. Ich bin von Adel.

Ich. Was will das sagen? — ein blindes Vorurtheil, eine Lüge ist's, daß die Geburt adelt. Ein Mensch wird geboren wie der andere; wir kommen alle nackt zur Welt. Der Schustersohn erbt das Schurzfell seines Vaters; das Kind des Grafen das Diplom seiner Ahnen; dem wahren Werthe nach ist das Schurzfell und das Adels-Diplom eines wie das andere. Das Schurzfell macht keinen Schuster, und das Diplom nicht den Mann. — Der Stolze ist in jeder Rücksicht lächerlich.

Anmerkung.

Dummheit und Irrthum nähren den Stolz; wenn die Menschen vernünftig wären, würde der Stolz bald verschwinden; aber so sind sie närrisch genug, bücken sich vor dem Kleide, ohne zu denken, wer der Mann ist, der es trägt. Seit Jahrhunderten hat der Schein immer mehr Eindruck gemacht, als die Wahrheit.

Die meisten Menschen sind Kinder; sie laufen dem nach, was glänzt. Das Leuchtwürmchen ist immer mehr geachtet, als eine andere Raupe, die nicht glänzet, obwohl in sich selbst ein Wurm wie der andere ist. Der Stolze ist auch nicht mehr, als ein Leuchtwurm.

Vorurtheil des gemeinen Mannes.

Wenn der Bauer in die Stadt kömmt, und sieht dort die großen Palläste, dann sperrt er das Maul auf, und bildet sich ein, die Menschen wären so groß wie die Häuser. Er zieht wie in der Kirche den Hut ab, und denkt: wenn die Herren nicht so groß wären, würden sie nicht in so schönen Häusern wohnen; so denkt er. Aber du denkst unrichtig, guter Mann! Es kömmt ja nicht auf's Haus an; es kann der niedrigste Schelm in einem prächtigen Pallaste wohnen. — Du bist irrig, guter Mann! Denke, wenn man dir unverhofft diesen großen Pallast schenkte, würdest du ein anderer Mensch seyn, als zuvor? — Gewiß nicht. Der Unterschied wäre nur, daß du jetzt einen Pallast bewohntest, wo

du vorher in einer Hütte warst. Und so ist es eben mit dem, der dort wohnt. Er ist Mensch, wie du; und wenn er nicht edler im Herzen ist als du — nun so gehört er unter die Schnecken, denen die Natur ein Haus von Geburt her gab, und die in der Menschheit doch weiter nichts als Schnecken sind, und unter die kriechenden Thiere gehören.

Aber die großen Tafeln! —

Nun ja, die großen Tafeln — hat der Mensch einen größern Werth, der zehnmahl mehr ißt, als ein anderer? Wornach messest du denn, guter Freund, das Verdienst deines Knechts? — Nach der Arbeit, die er dir thut, oder nach den Speisen, die er verzehrt? — Du lachst; nun ja, ich lache auch. Wenn du den Werth deines Knechtes nach dem wahren Verdienste und dem Nutzen schätzest, den er dir leistet, so schätze auch den Großen nach dem Nutzen, den er der Menschheit schafft, und nicht nach der Menge Speisen, die er verdaut. Um den Werth eines Menschen wahrhaft zu bestimmen, so berechne den Werth des Menschen auf die Art, die ich dir nun sagen will. Setze dich mit ihm in Gleichheit, und denke: was kann ich? was kann ich nicht?

Er wohnt im Pallaste.	Das kannst du auch.
Er hält Tafeln.	Das kannst du auch, wenn du Geld hast.

Er hat Diener.	Die kannst du auch haben um Geld.
Er fährt in der Kutsche.	Das kannst du auch.

Bist du nun ein anderer Mensch? gewiß nicht. Du bist ihm gleich: nur die Umstände fehlen dir. Du siehst also, daß dieses ein falscher Werth ist. Wenn du dir aber sagen kannst:

Der Mensch denkt richtiger als ich.

Er besitzt eine Fertigkeit im Guten, die ich nicht habe.

Er kennt Wahrheit.

Seinem Blicke ist Alles anschaulich.

Hier ist wahrer Werth. Der geht dir vor; nicht durch Geburt und Glück, sondern durch die Bildung seiner Seele. Der ist der Gottheit ähnlicher geworden; aber er wird nicht stolz seyn.

Nun laßt uns auch den Charakter eines Stolzen betrachten.

Der Stolze

bildet sich ein, daß er ein wirkliches Vorrecht vor andern Menschen habe. Er sucht keine eigenen Verdienste, sondern seine Verdienste sind erborgt, wie sein Kleid, das er trägt. Er ist stolz auf sein Geld, auf seinen Adel, auf seine Ritterschlösser, auf seine Pferde, auf seine Diener. Er sieht den größten Theil der Menschen verächt=

lich an. Weil bey ihm Geld und Adel der Maßstab sind, nach welchem er die Menschen mißt, so hat Niemand einen Werth in seinen Augen, der nicht Geld hat, und von Adel ist. Die Dummheit der Menschen, die den Narren für was Großes ansehen, der im Grunde nichts ist, bläht seinen Hochmuth auf, wie der Wind den Ballon, mit dem der Knabe spielt. Er bildet sich ein, die halbe Welt wäre wegen seiner erschaffen. Die Menschen, mit welchen er Umgang sucht, sind Dummköpfe oder Schmeichler — Dummköpfe, die ihn immer bewundern — Schmeichler, die ihm immer recht geben. So bildet er sich endlich ein, daß, wie er Adel und Geld ererbt hat, habe er auch Künste und Wissenschaften geerbt. Er vernünftelt daher über Alles, und gibt überall den Ton an. In der Satyre ist er ein Meister; Alles ist ein Gegenstand seiner satyrischen Züge; nur vergißt er sich selbst. Auch entscheidet er über Alles; denn der Narr entscheidet, sagt die Weisheit, und die Vernunft erwäget. Sein Pferd, und sein Diener, sein Hund und sein Bauer haben gleichen Werth, denn er kennt nichts als sich selbst. Wenn er in der Kutsche fährt, so bildet er sich ein, Jedermanns Augen seyen auf ihn gerichtet, und wenn ihm der Schneider ein neues Kleid bringt, so bildet er sich ein, seine Hoheit habe dadurch einen sonderlichen Zuwachs erhalten. Mit dem gemeinen Manne gibt er sich nicht ab. Kömmt er unter mehrere Menschen, die er nicht für seines Gleichen ansieht, so nimmt er seine Zuflucht zu einem Fläschchen Riechwas-

ser. Es stinkt hier vom gemeinen Manne, sagt er, ich kann den Pöbelgeruch nicht ertragen. Er hat eine große Bibliothek, und liest nichts; er ladet Gelehrte zu Tische, damit er sagen kann, er sey ein Beschützer der Künste und Wissenschaften. Es ist keine hohe Stelle offen, zu welcher er sich nicht tauglich und berechtigt hält, denn sein Stolz macht ihn für seine Dummheit blind. Mit einem Worte: wenn es nicht angenommen wäre, die stolzen Narren (denn sie gehören unter die Klasse der Narren) in der Welt zu dulden so hätten sie den ersten Anspruch ins Narrenspital.

Erzählungen.

Folgen des Hochmuths und des Stolzes in Hybernien.

Lange kämpfte Hybernien wider den Stolz der Könige von England. Diese glückliche Gegend theilte sich in vier Reiche und mehrere Herrschaften. Die Menschen lebten lange und glücklich, bis Hochmuth und Stolz die Herzen derjenigen anfüllte, die die Väter ihrer Unterthanen hätten seyn sollen. Der Geist der Eintracht floh aus ihren Pallästen; der sanfte Schlaf deckte das Auge nicht mehr, denn sie träumten von der Krone und vom Königsthron. Die Bande der Freundschaft waren getrennt; Mißtrauen war in den Städten; es entstanden Factionen; der Partheygeist zündete seine Fackel an, und verheerte den Tempel des Friedens; Menschen wurden gegen Menschen aufgebracht, man würgte und mordete, und warum? — Um die Krone eines Königreichs. So kurzsichtig sind die Menschen, wenn sie von Leidenschaften verblendet werden. Was ist

eine Krone ohne Glück? Was ein Thron ohne Zufriedenheit? — Aber der leidenschaftliche Mensch sieht nichts; er ist verblendet, und der falsche Schein führt ihn ins Verderben. Er betrachtet nur die Außenseite der Sache — ein Ideal, das nur in seiner Einbildung besteht und ohne Wirklichkeit ist. Ich kann König werden; so sagt der Stolze, und sein ganzes Herz füllt sich mit dem Gedanken: ich kann König werden.

Gewiß ist es, daß jede Leidenschaft uns in eine Art von Wahnsinn versetzt, die manchmahl bis in Raserey übergeht. Der Unglückliche, der im Narrenhause schmachtet, der sich einbildet ein König zu seyn, ist von demjenigen, den der Hochmuth antreibt, ein König zu werden, nur darin unterschieden, daß die Welt jenen einen Narren und diesen einen Ehrgeizigen nennt. Gebt beyden gleiche Macht, und sie werden gleiche Thorheiten begehen. Der Narr im Spital wird vielleicht zwey oder drey zu Boden drücken, um sich in seiner Einbildung dahin zu schwingen, wo er sich hindenkt; der Ehrgeizige hingegen wird tausende seiner Unterthanen bluten lassen, um das zu erreichen, was er sich einbildet; und die Menschen sehen doch nicht ein, daß auch Ambition rasende Narrheit ist. Man lese die Geschichte nach, und schaudere zurück vor den schrecklichen Thaten, welche die Narrheit des Ehrgeizes ausübte. Länder sind entvölkert, Gegenden verwüstet, Flüsse färben sich mit Blut, und Leichen häufen sich in Gefilden auf; und warum das? — Eines Menschen wegen, dem die Raserey den

Kopf verwirrte, der sich in seiner Einbildung einen Thron baute, und welchen zu ersteigen er Berge von Leichen aufthürmte; und nun treten noch Schmeichler hinzu, vergöttern die Narrheit, und verewigen den Rasenden in der Geschichte, um die Nachwelt gleiche Thorheiten zu lehren.

Die Menschheit wird nicht durch Könige glücklich, sondern durch Fürsten, die Väter ihres Volkes sind. Die Krone, der Purpur sind Tändeleyen, die das Auge der Vernunft nicht blenden. Die Handlungen allein haben einen Werth, die den Menschen zum Glücke führen, ihn menschlicher machen; dieses ist die Bestimmung der Könige; ihr Volk zu schützen ist ihre Pflicht, nicht zu erobern.

Stolz und Ehrgeitz vereinigten sich, um Hybernien ganz unglücklich zu machen. Das Volk wurde das Schlachtopfer der Raserey seiner Vorsteher, die Unterthanen büßten mit ihrem Blute die Thorheit ihrer eingebildeten Könige. Es gibt Menschen, die Rasereyen der Großen mit einem besondern Nahmen bezeichnen, den der Pöbel anstaunt, weil er ihn nicht versteht, und dieser Nahme ist Politik. Wenn der Mensch mit Menschenvernunft frägt: warum thut man denn Dieses oder Jenes? Es verträgt sich ja nicht mit der Menschheit ꝛc., so antwortet man ihm: Die Politik erfordert es so. — Was ist denn die Politik? — Ein fürchterlicher Nahme, vor dessen Klange die Menschen zurück schaudern würden, wenn sie ihn wahrhaft kennten;

ein Gewebe von Kunstgriffen und Bevortheilungen des Stärkern gegen den Schwächern. Sie sollte Weisheit seyn, vereint mit Klugheit; aber das ist sie nicht mehr, der Machiavellist hat sie entstaltet, und ein Ungeheuer daraus gebildet, das die Menschheit entehrt.

Vergebens sucht die Welt die großen Revolutionen in verborgenen Ursachen auf; vergebens vernünftelt die Politik; vergebens schreibt der Gelehrte; die Leidenschaften der Menschen determiniren den Verfall der Staaten: aus ihnen entsteht die Gährung, aus der Gährung die Krankheit, aus der Krankheit der Tod. Die Lebensgeister des Staats, Tugend und Liebe, verschwinden; das Laster nimmt über Hand, und endlich flieht die Seele ganz von dem todten Körper, der in Fäulniß übergeht. Seine pestilenzischen Ausdünstungen scheuchen jedes edle Geschöpf von ihm; nur Motten und Würmer nähern sich, und beleben die todte Massa. So ging es von jeher; so geht es noch. Dort, wo einst der edle Römer stand, voll Tugend, voll Stärke, da steht vielleicht nun ein feiger Bandit, aufgelegt, um Geld zu morden.

Hybernien war in vier Reiche getheilt. Das beträchtlichste davon war Lagenien. Der Monarch führte dort den Titel als Irlands König. Dublin war die Hauptstadt, wo er wohnte; die drey übrigen Theile Irlands waren Momonien, Ultonien und Connacien.

Nach den Königen war Orodice der erste Fürst von Medien. Er hatte eine einzige Tochter; sie war

schön, und ihre Seele war gut. Ihr Rang, ihre Würde machte das Auge jedes Fürsten auf sie aufmerksam, und die Vornehmsten freyten um sie.

Demetrius, der König von Lagenien, begehrte sie für seinen Sohn. Dem Fürsten von Medien schmeichelte dieser Antrag; er hatte geheime Entwürfe. Er konnte kaum seine Freude verbergen, und antwortete mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken dem fürstlichen Werber. Sydi, ein Günstling Orodicens, den der Fürst wie seine Seele liebte, ward gerufen, und sollte theilnehmen an der Freude dieses Antrages. Sydi! fing der Fürst an, mein Vertrauter und mein Freund! nimm Theil an meinem Glücke, an dem Glücke meiner Tochter, und sage mir ungescheut deine Meynung über diesen Antrag. Sydi erblaßte; Verwirrung trat auf seine Stirne; er stockte einige Zeit, dann erholte er sich wieder, und fing so zu seinen Füßen an: Monarch! sagte er, wenn ich als ein Schmeichler reden wollte, so würde ich sagen, daß die Hand des Sohns des Demetrius Glück für eure Tochter wäre; wenn ich aber als Freund rede, so dächte ich, ihr solltet Ursanien nicht an den Sohn des Demetrius verheirathen. Er ist ehrgeitzig, unersättlich und leidenschaftlich. Erwäget die Gefahr, sich mit diesem Mächtigen zu verbinden, der keine Tugend, keinen Glauben kennt, als seine Größe. Seine Absicht ist nicht reine Liebe, sie ist Politik und seine Plane zielen dahin, euch ärmer zu machen, und euch eure Länder zu rauben. So sprach Sydi.

Aber es gibt Stunden, in denen Fürsten ihre Freunde zu Rathe ziehen, und doch lieber Schmeichler anhören. Die Wahrheit wird an Höfen leicht zum Verbrechen und die Politik auswärtiger Mächte arbeitet immer an dem Sturze derjenigen, die die wahren Freunde der Könige sind. Sie sehen lieber, wenn sie von Schmeichlern umrungen sind, denn sie stümpern aus Schmeichlern Werkzeuge ihrer Plane, und hiezu taugen Freunde der Fürsten nicht; sie lassen an ihrem Herzen nicht stümpern. Orodice ging tiefsinnig fort, und erklärte sich, daß er über die Sache nachdenken wollte.

Mittlerweile kam Prinz Egard, Demetrius Sohn. Der Vater empfing ihn mit Güte, und betrachtete ihn als den Erben zweyer Königreiche. Mit diesen Augen sah ihn Ursanie nicht. Die Liebe sieht manchmahl richtiger als der Ehrgeitz. Welchen Werth hat aber auch ein Königreich für den Liebenden? — Das Herz hat nur allein dort einen Werth, wo es ums Herz zu thun ist: für Ursanie hatte Egard keinen Werth. Sie betrachtete ihn wie einen Königssohn, der geboren war, Länder, aber nicht Herzen zu beherrschen.

Egard sah Ursanie; ihre reizende Gestalt machte den lebhaftesten Eindruck auf sein junges Herz. Er liebte, das will sagen: er glaubte zu lieben, denn nichts betrügt sich leichter als das Herz der Liebenden. Man sieht eine schöne Blume, und wünscht sich, im Besitze dieser Blume zu seyn. Kinder wollen Alles haben,

was ihnen schön dünkt, und nie sind wir mehr Kinder als in der Liebe.

Orodice war mißtrauisch gegen seinen Freund Sydi. — Es ist so, daß die Aufrichtigkeit Mißtrauen erweckt. Man wird oft an Höfen um Rath gefragt, und man verargt es dem Manne, wenn er als Freund spricht. So sind die Menschen. An Höfen gleichen des Fürsten Freunde den goldnen Bechern in einer Schatzkammer: sie haben innerlichen Werth; man kennt ihn, aber man braucht sie nicht.

Sydi lebte zu lange am Hofe, um nicht Orodicens Mißtrauen zu merken: er schwieg, aber tiefer Gram war in seiner Seele. Orodice benachrichtigte seine Tochter von seiner Absicht. Ursanie war verzweifelnd, als sie hörte, daß Egard ihr Gemahl werden sollte, und überließ sich ganz dem wüthenden Schmerze. Früh verlor Ursanie ihre Mutter; jung war das Mädchen und ohne Erfahrung. Sie sah Sydi, einen Mann von Gefühl, und sie liebte ihn. Auch Sydi war für die Prinzessin nicht gleichgültig, er liebte sie, heftiger als Ursanie es wußte, denn die Klugheit forderte von ihm, seine Liebe zu verbergen. Ursanie schmeichelte sich nie, daß ihr Vater jemahls diese Liebe billigen würde, und doch nährte sie dieses Gift in ihrem Busen. Sydi übersah die ganze Folgenreihe des Uebels, das diese Liebe verursachen könnte, und war doch zu schwach, seiner Leidenschaft zu widerstehen. Oft sagte er sich selbst: ich bin Mann, ich muß mehr Stärke

der Seele haben, als Ursanie. Es ist Pflicht, sie zurecht zu weisen, daß diese Liebe eine Schwärmerey ist, welche die schlimmsten Folgen haben konnte. So entschlossen war er; allein ein Blick von Ursaniens Auge entwaffnete den Helden wieder, und jahrelange Entschlüsse zerstörte eine einzige Minute. So kann der Mensch wohl stark seyn in Stunden der Ruhe, wenn er einsam auf seinem Zimmer über sich nachdenkt; und schwach wenn es Zeit zum Kampfe ist. Spottet nicht, ihr, die ihr bleyerne Herzen habt, die ihr nie die Liebe fühltet, spottet nicht! Je edler der Charakter eines Menschen ist, je gütiger sein Herz, desto schwächer kann er seyn, wenn er liebt. Ich verstehe aber nicht die niedrige Wollust, denn Wollust ist nicht Liebe. Der thierische Genuß ist nicht zu den edlen Empfindungen gefühlvoller Seelen zu rechnen. Der, der nur zu genießen wünscht, liebt nicht; er achtet nicht den Gegenstand, er denkt nur auf Befriedigung seiner thierischen Bedürfnisse; dieser Hang verdient den Nahmen »Liebe« nicht. Wenn thierische Wollust Liebe ist, so kann ich sagen, der Säufer hat seine Freude an vollen Bouteillen, der Fresser eine Liebe zu seinem Capaun, den er verzehrt. Es ist in der That auffallend, wenn man sich sagen kann: ich werde so geliebt, wie ein gebratner Kapaun; wirklich, eine Liebe zum Fressen! — Das Gefühl wahrer Liebe ist ganz ein anders Gefühl. Wenig Menschen kennen es, und unglücklich der, der es kennt, wenn er keinen Gegenstand findet,

der gleiches Gefühl hat; — und wie selten sind diese Gegenstände, sowohl unter dem männlichen als weiblichen Geschlechte? — Ich liebe; — das will viel gesagt haben. Ich kannte noch wenig Menschen, die dieses heiligen Gefühles fähig waren. Das Gefühl wahrer Liebenden ist dem Engelsgefühle gleich; rein, wie die Liebe, die im Himmel ist. Sich gegenseitig anzusehen, sich zu sagen — ohne Worte zu sagen — du bist mein Wunsch; dein Wohl mein Gedanke; das ist Liebe — untadelhafte Liebe. Mädchen! sagt der wahrhaft Liebende, du bist ein Schatz, den die Gottheit mir anvertraut hat, durch gleiches Gefühl unsers Herzens, durch Sympathie unsrer Seelen. Nie will ich durch Lüsternheit die Reinheit deiner Unschuld entweihen. Könnte ich dein Freund seyn, und dich entehren? — Dich glücklich zu wissen ist der Gedanke meiner Seele. Ich leide, wenn du leidest, freue mich, wenn du dich freuest. Die Natur ist mir schöner an deiner Seite, die Sonne reiner, wonnevoller die Flur; der Schmerz versiegt, wenn du mit mir weinst; der Gesang der Nachtigallen klingt herrlicher in meinem Ohre; die Schöpfung wird mir lieblicher, und zur Anbethung der Gottheit erhebt sich meine Seele. Dieses Gefühl ist Liebe. — — So liebten sich Sydi und Ursanie. O heiliges Gefühl! wie verkannt bist du in prachtvollen Städten, wo Menschen das Gefühl der Natur geschändet haben, hier wo die Sinnlichkeit herscht! — Flieh, flieh, sanfterer Jüngling, und bringe nicht

dein trugloses Herz zu sinnlichen Dirnen! Schöne Larven ohne Seelen, eitel und sinnlich, dieß ist Alles, was du hier findest. Sie schlafen ein bey der Sprache des Gefühls, und gähnen dey den Empfindungen der Seele. Tanz und Lärm ist ihre Freude, springen, lachen, scherzen ist ihr Gefühl, das ist ihre Empfindung. Was erwartest du von Seelen dieser Art? Täusche dich nicht selbst; unter hunderten ist nicht eine, die der wahren Liebe eines Mannes werth ist. — So dachte aber Ursanie nicht; sie war aber auch nicht so erzogen, wie die Mädchen unsrer Städte. Sie beurtheilte nicht den Werth des Mannes nach der Breite seiner Schultern, oder nach der Rüstigkeit seines Körperbaues: sie kannte einen feinern Werth, den wirklich unsre Mädchen nicht kennen.

Ich gab mir viele Mühe, die Denkart unsers heutigen Frauenzimmers genau kennen zu lernen; immer beurtheilte ich es noch zu gut. Ich dachte wohl, daß man sinnlich seyn könne; glaubte, daß man wenig Gefühl haben könne: aber so sinnlich, so ganz ohne Gefühl, so ganz materiell zu seyn, wie die meisten sind, das übersteigt alle Begriffe. Bedauungswürdiger Jüngling! der du Seele und Empfindung besitzest, traue nicht jedem blendenden Gesichte; es gibt schöne Statüen, nur ewig Schade, daß sie keine Seelen haben. Wenn du lieben willst, so liebe ein Ideal; wenigstens wirst du nicht betrogen. Ich rede zu dir, guter Jüngling! zu den Übrigen rede ich nicht, denn auch der größte Theil

des männlichen Geschlechtes ist keiner edlen Gefühle empfänglich. Die mögen immer ihrer würdige Mädchen finden; es ist eins mehr betrogen als das andere. — Aber laßt mich meine Ursanie aufsuchen.

Sydi hatte eine Schwester, die sich Sara nannte. Sie ward von Ursanien geliebt; aber doch war sie nicht die Vertraute ihrer Liebe mit Sydi. Sara hörte die Nachricht von Ursaniens naher Vermählung; sie eilte, ihr zu dieser Verbindung Glück zu wünschen, und fand das edle Mädchen in Thränen. Sara erschrack, als sie Ursanien in diesem Zustande sah. Prinzessinn! fing sie an, überlaßt man sich so der Freude? Ihr Gesicht ist trübe, finsterer Gram deckt ihre Stirne, da Freude sich über ihren Wangen verbreiten sollte. Hat denn der glänzende Nahme einer Königinn für Ursanien keinen Werth? — Der Vorzug, Egarts Gemahlinn zu werden — Egards, des Sohnes des großen Demetrius? — Ist er ein unbedeutender Nahme? — Und die Beherrscherin von Irland zu seyn, hat das keinen Reitz für euch? —

Ursanie wandte ihren Blick auf ihre Freundin; schmachtend war ihr Auge, und der Schmerz mahlte sich lebhaft in jedem Zuge. Dein Erstaunen, Sara! ist gerecht, sagte Ursanie; aber mein Schmerz ist es nicht minder. Ich liebe und werde beständig lieben: aber Egard ist nicht der Gegenstand meiner Liebe. Ich will nicht zurückhaltend gegen dich seyn, Sara! Da, nimm dieses Gemälde; bedaure deine Freundinn, und schweige!

Sara öffnete eine goldene Kapsel, die ihr Ursanie gegeben hatte, und beym ersten Anblick des Gemäldes erkannte Sara ihren Bruder. Sie war betroffen; ihr Auge blieb starr auf Ursaniens Auge geheftet; sie wollte Wahrheit im Blicke suchen, weil sie wußte, daß Blicke das Sprachorgan der Empfindungen sind. Ursaniens Herz fand sich durch das Geständniß, das sie ihrer Freundinn machte, erleichtert; sie umarmte Sara, und weinte heftig an ihrem Busen. Wenn der Schmerz den höchsten Grad erreicht hat, so ist das Auge des Unglücklichen thränenlos. Es ist, als wäre jede Zähre versiegt, die zur Erholung fließen könnte. Nur dann, wenn ein sanfteres Gefühl von Freundschaft oder Theilnahme in die Seele übergeht, beugt sich der starre Schmerz; Thränen fließen, und beweisen, daß sie die Natur zur Linderung des Unglücks gab.

Ursanie erhob sich von ihrem Sitze, nahm Sara's Hand und führte sie in ihr Kabinet. Da erzählte sie ihr den ganzen Hergang ihrer Liebe. Ich bin fest und unwandelbar in meinem Entschluße, sagte Ursanie. Ich liebe Sydi, und ziehe ihn allen Königen der Welt vor. Wünschte ich mir je eine Krone, so wäre es darum, daß ich sie auf Sydi's Haupt setzen könnte. O wie glücklich, Prinzessinn, erwiederte Sara, ist mein Bruder! Ich kenne ihre ganze Liebe; aber ich kenne auch das Unglück, das uns bevorsteht. O welche schwarze Wolken stehen schon über ihrem Haupte, Ursanie! —

Ursanie. Laß sie stehen, Sara! — Was hat ein Herz zu befürchten, das jeden Trost in der Liebe findet? Wenn Sydi mir getreu ist, so mag die Welt sich zertrümmern, und wir werden uns unter den Ruinen noch lieben.

So sprach noch Ursanie, als Sydi dazwischen kam, und ihre Rede unterbrach. Traurig war sein Blick, und düstere Melancholie verbreitete sich über sein ganzes Wesen. Sie sind ewig für mich verloren, göttliche Ursanie! fing er an. Der Fürst bestimmte schon den Tag ihrer Hochzeit; ich komme auf seinen Befehl, Ihnen die Nachricht davon zu bringen. In drey Tagen ist Egard ihr Gemahl. — Ursanie ward blaß, und sank in die Arme ihrer Freundin Sara. Seufzer hoben ihren schönen Busen, und Thränen erstickten ihre Stimme. Sydi warf sich zu ihren Füßen, und beschwor sie, bey Allem was ihrem Herzen heilig war, ihren Schmerz zu mäßigen. — Nein, lieber Sydi! sprach Ursanie, nie werde ich meine Hand dem stolzen Sohne des Demetrius geben; Egard soll nie mein Gemahl seyn. Welche kann einen Egard lieben, die schon einen Sydi kannte? — Ich will meinen Vater aufsuchen, will mich zu seinen Füßen werfen, ihm meine ganze Liebe gestehen, ihn beschwören, und er wird nicht grausam seyn; er wird Erbarmen mit mir Unglücklichen haben. Sollte er mich von sich stoßen, so will ich ihn und dieses Königreich fliehen, einen Winkel in der Welt suchen, und in einer Hütte mit Sydi glücklich seyn.

Noch lag Sydi zu Ursaniens Füßen, als Orodice, von dem Prinzen Egard begleitet, ins Zimmer trat. Schnell erhob sich Sydi, und die Prinzessinn trocknete die Thränen von ihren Wangen. Fasse dich, liebe Tochter! sage Orodice; wichtige Ursachen bewegen mich die Ehre anzunehmen, die mir der große Demetrius anträgt. Hier ist Egard, sein Sohn; er reicht dir seine Hand; du wirst sie annehmen, weil dich dein Vater um diese Gefälligkeit bittet. Ursanie konnte nicht antworten; sie war bleich und zitternd. Tief beugte sie sich zur Erde, und ihre Verbeugung war Zeuge ihrer Unterwürfigkeit, und zugleich ihres Grames. Der Fürst, der an dem Gehorsam seiner Tochter gar nicht zweifelte, sah die Wirkung des Schmerzes für eine Wirkung der Eingezogenheit an. Er verließ seine Tochter wieder, und gab Sydi ein Zeichen ihm zu folgen.

Orodice umarmte den guten Sydi. O Freund! sprach er, wer ist nun wohl glücklicher, als ich? Ursanie wird Königinn, und das Glück, das mir in meinen alten Tagen noch bevorsteht, ist ohne Grenzen. Du weißt, Sydi, daß der König von Momonien ein entkräfteter Greis ist; Demetrius ist unfähig die Bürde der Regierung ferner zu tragen; er selbst tritt seinem Sohne Egard die Krone ab, weil ich ihm Ursanie zum Weibe gebe, und nun werde ich Lagenien und Connacien beherrschen. — Sydi hörte aufmerksam zu, und die Leidenschaft, die in seinem Herzen wühlte, verhinderte jeden andern Eindruck auf seine Seele. Orodice glaubte,

die Freude, die Sydi über die Nachricht fühlte, die er ihm gab, wäre die Ursache seiner sprachlosen Stille. Er verließ ihn, und schwärmte in den angenehmsten Gedanken, der künftige Beherrscher von ganz Hybernien durch die Heirath seiner Tochter zu werden.

So betrügt sich der Mensch, und unterhält sich gern mit Chimären seiner Einbildungskraft; er sieht sein Glück in den Bildern seiner Ideen, die die Leidenschaft ihm vormalt, und da er dem Schatten eines Glückes nacheilt, vergißt er darüber die Stunde des wahren Glückes der Gegenwart zu genießen.

Während der Zeit war Egard bey Ursanien; er wandte Alles an, ihr Herz seiner Liebe geneigt zu machen. Ursanie begegnete ihm mit Achtung, aber ihr Auge verbarg ihm nicht, daß er nie Liebe von ihr erwarten könnte. So deutlich aber immer die Sprache ihres ganzen Wesens gegen Egard war, so wenig verstand sie der stolze Prinz. Er bildete sich ein, Ursaniens Betragen wäre die Folge ihrer Eingezogenheit, und der Kälte ihrer Worte legte er den Nahmen Schüchternheit bey. So gerne verblendet den Menschen die Eigenliebe und wir mahlen die unvollkommenste Zeichnung zu einem herrlichen Bilde aus. Es gibt Menschen, die sich einbilden, daß es gar nicht möglich sey, daß man sie nicht lieben müsse, besonders wenn sie reich sind. Sie sind so thöricht, daß sie den Werth des Goldes auch auf ihre Rechnung schreiben.

Tage gingen vorüber, und Sydi konnte seine

Ursanie nicht mehr sprechen. Ihr Vater machte dem Hofe ihre Heirath kund, und die Stunden wurden im Gepränge des Zeremoniels zugebracht, um Ursanien Glück zu wünschen. Herrlich ist das Menschengefühl, das ein Herz über des Andern Glück fühlt; herrlich ist der Ausdruck der Seele, wenn man sich saget: ich nehme Theil an dem Wohle des Andern; allein auch diese Tugend ist mit vielen Gaben am Hofe zum Zeremoniel geworden. Da speist man ohne zu hungern, trinkt ohne zu dursten, wünscht Glück ohne Gefühl, und liebt ohne Herz. Da ist Wirklichkeit zur Zeremonie geworden. Ursanie wußte das Alles; allein ihr Rang verurtheilte sie, Worte der Zunge zu hören, woran das Herz keinen Antheil hat. Froh war Ursanie, wenn der Abend kam, der sie von der lästigen Gesellschaft der Höflinge und des zudringlichen Egard befreyte; mit Vergnügen eilte sie in die Arme der stillen Ruhe und fühlte das große Bedürfniß edler Seelen — das Bedürfniß der Einsamkeit. Da dachte sie über die Welt nach, und überlegte, was wahres Glück, wahre Größe sey. Sie fühlte, daß zum Vergnügen des Herzens all das Blendwerk des Hofes nichts beytrage; sie sah ein, daß ein Königssohn ein Königreich, aber kein Glück geben könne. Indessen sie so tief ihren Gedanken nachhing, trat ihr Vater in ihr Zimmer. Er fand Ursanien in Thränen. Sie warf sich zu seinen Füßen. Ich bin unglücklich, sprach sie, ewig unglücklich, wenn Sie nicht Mitleid mit mir haben. Ich hasse den Mann, den

Sie mir zum Gemahl bestimmen; ich lernte ihn nur zu gut diese Tage über kennen. In seiner Seele ist keine edle Empfindung; er ist nichts, als der Sohn eines Königs; und was ist ein Königssohn für ein Herz, das einen Menschen sucht? — Was nützt es mir, wenn Sie mich zur Königin der ganzen Welt machen, und ich doch unglücklich bin? — Ist ein größerer Kerker nicht auch ein Kerker? Lasten goldne Fesseln nicht wie eiserne? und wenn ich Gift aus einem goldnen, mit Diamanten besetzten Pokal trinke, ist es wohl minder tödtend? — O erbarmen Sie sich Ihrer Ursanie, Vater! denken Sie nicht, daß Sie König sind! Es ist um das Wohl Ihrer Tochter zu thun. Vergessen Sie den König um Ursaniens Vater zu seyn! Ich will gern einsam meine Tage verleben, die erste ihrer Dienerinnen seyn, und alle meine Kräfte aufbieten, jeden Tag Ihres Lebens Ihnen angenehm zu machen; aber rauben Sie sich selbst Ihre Tochter nicht. Es gibt Prinzessinnen genug, die Königinnen werden können, aber wenige werden Sie finden in Ihrer Ursanie, die ganz Orodices Tochter seyn möchte. Lassen Sie sich doch nicht durch die Königreiche blenden, die man Ihnen anbiethet; Sie erhalten sie ja nicht umsonst; Sie erkaufen sie durch das Unglück Ihrer Tochter. Wenn Demetrius sagte: Orodice! ich will dir mein Königreich abtreten; aber Ursanien mußt du mir zur Sklavin geben, Sie würden es nicht thun; und da Sie mich an Egard verheirathen, verkaufen Sie mich nicht auch? — O Vater! Hören

Sie nur dießmahl die Stimme der Natur und nicht jene des Ehrgeizes!

Orodice war gerührt; eine Thräne trat in sein Auge, und rollte langsam seine Wange herab. Ich kann nicht mehr zurück, Ursanie, sprach er. Ich versprach Egarden deine Hand; ich muß mein Wort halten.

Ursanie. Sie versprachen ihm meine Hand; aber er soll auch mein Herz haben, und dieses haben Sie ihm ja nicht versprechen können. Was nützt die Hand eines Mädchens, wenn sie es einem Manne reicht, den sie im Herzen verabscheut? — Hände kann man wohl mit Gewalt nehmen, aber Herzen nicht. Und ihr Wort! — — Um nicht wortbrüchig zu werden, verdrängen Sie die sanftesten Gefühle der Natur aus Ihrem Herzen, und versprechen Ihre Tochter, wie man eine Sache verspricht, die man verschenken will.

Orodice. Ich fühle mein Unrecht; aber es gibt Umstände, wo es Pflicht wird, ungerecht zu seyn.

Ursanie. Wie das, mein Vater?

Orodice. Bedenke die Vereinigung zweyer Königreiche!

Ursanie. Welchen Werth hat ein Königreich für die Seele? — Sehet dort, mein Vater! dort stehen zehn Ameisenhügel; auch diese sind Königreiche; nicht in unsern Augen, sondern in den Augen der Ameisen. Auch sie wählen, so wie die Menschen; und da kömmt ein Kind, und zerstört ihnen ihre Plane; werden die Menschen wohl glücklicher, wenn Orodice der Be=

herrscher zweyer Königreiche ist? — Nein, Vater! in Eurem Hause ist Niemand als Ihr und ich, zwey Menschen; und Ihr, die Ihr euch das Glück dieser Zweyen weder vorgestellet, noch könnt, Ihr wollt Millionen von Menschen glücklich machen?—Entsagt diesem Gedanken; kein König kann Menschen glücklich machen, nur der Mensch selbst macht sich glücklich; — Glück liegt im Menschenherzen, nicht in der Gewalt der Könige. Sie können Güter, Ehrentitel und Geld geben, aber Vergnügen, Ruhe, Gesundheit, mit einem Worte, Alles, was das edelste im Menschenleben ist, das geben sie nicht, können es nicht geben; und doch fühlen sie nicht ihre Armuth. — —

Das Gefühl der Natur, Stolz und Ehrgeitz kämpften in dem Herzen des Fürsten von Medien. Der Gedanke, zwey Königreiche zu beherrschen, überwog den Gedanken, daß er seine Tochter unglücklich machen würde. Es war beschlossen; Ursanie mußte gehorchen. Ich werde gehorchen, sagte Ursanie, und sollt ich auch das Opfer Eures Ehrgeizes seyn. Ich liebe euch zu sehr, mein Vater! um nicht Alles zu thun, was Euch gefällt.

Ursanie schickte ihre Freundinn, und ließ Sydi zu sich rufen. Er kam. Sydi! fing die Prinzessinn an, ich konnte das Herz meines Vaters nicht bewegen. Alle meine Worte gleiteten über sein Herz ab, das keine andere als die Stimme des Ehrgeizes mehr hörte. Ich bin entschlossen: — O Sydi! führe mich in ein Klo-

ster; in einer einsamen Zelle will ich meine Tage verweinen, und weil ich nicht für dich seyn kann, Sydi! so will ich für Niemanden mehr auf dieser Welt angehören.

Prinzessinn! erwiederte Sydi! Ihr sollt nicht das Opfer des Ehrgeizes werden. Wenn Euer Vater der Vernunft kein Gehör gibt, so soll Zwang ihn seine Pflichten lehren. Ich bin der oberste Befehlshaber aller Truppen; ich will ausziehen gegen den König von Momonien, eure Freyheit schützen und sterben. Während Sydi noch so sprach, kam Orodice athemlos zu Ursanien. Ich bin beleidigt, schrie er, abscheulich beleidigt. Der stolze Egard unterschrieb den Vertrag nicht, den ich ihm vorlegte; er begehrte, daß ich dir, Ursanie! mein ganzes Königreich zum Brautschatz geben sollte; der Eigennützige! — Er will also nur ein Königreich, will nicht dich, nicht deine Hand. Ich antwortete aber auch dem Buben, wie er's verdiente, und nun soll nur mein Gedanke seyn, diesen Schimpf zu rächen. — Krieg! Krieg! Ich will sein Land verheeren, seine Palläste zerstören: Blut soll in seinen Städten fließen, und wo sein Auge sich hinwendet, soll Elend und Verwüstung seyn. — So sprach der erzürnte Orodice. Der Zorn der Großen ist den Wasserströmen ähnlich, die aus ihren Grenzen treten, und Länder weit umher verwüsten. Wie gefährlich für die Menschheit sind die Leidenschaften der Fürsten! — Krieg! Krieg! — und warum Krieg? weil dich Egard beleidigt hat? — Kurzsichtiger Orodice! weil du schwach

genug warst, dich vom Ehrgeize verblenden zu lassen, so sollen deine Unterthanen deine Thorheiten bezahlen? — Tausende willst du unglücklich machen, um dich an Demetrius zu rächen? Ungeheuer von einem Fürsten! — Du bist nur der erste Bürger im Staate, Orodice! du bist nicht berechtigt, das Blut deiner Unterthanen deiner Thorheit wegen zu verspritzen. Geh, leg deine Krone nieder; du bist zum Tyrannen, aber nicht zum Fürsten geschaffen.

Sydi stand sprachlos vor Orodicen. Nur auf dich, sagte der zürnende Fürst, nur auf dich gründe ich noch mein Vertrauen. Räche mich, und Ursanie soll dein seyn. Da, nimm ihre Hand! — Wie wird Egard zürnen, wenn er erfährt, daß Sydi Ursaniens Gemahl ist! Nimm, und räche den beleidigten Orodice!

Gott im Himmel! welcher Wirrwar von Leidenschaften ist in den Herzen der Mächtigen! Ohne Gränzen ehrgeizig, soll Alles das Opfer ihres Stolzes seyn: denn, beleidigt, fordern sie die ganze Natur auf zur Rache, verkaufen ihre eignen Kinder des Stolzes wegen, erschöpfen Länder und tödten Menschen, um das Vergnügen zu haben, sich zu rächen. — — Das gefährlichste und schlimmste Thier ist der Mensch, der seine Leidenschaften nicht bezwingen kann, und zugleich Macht hat zu schaden.

Ursanie wußte nicht, was sie aus alle dem, was vorging, machen sollte. Sie sah ihren Sydi an, und er warf sich zu ihren Füßen. Es ist so in der

Welt, sagte er, Prinzessinn, daß manchmahl die Edlen Vortheile aus den Leidenschaften der Unedlen ziehen; wäre dieses nicht, wie ganz grenzenlos elend müßte nicht die Welt seyn! — Wir wollen diesen günstigen Augenblick nicht versäumen. Ursanie! Ihre Hand ist mehr als die Eroberung einer Welt für Ihren Sydi. Noch den nehmlichen Abend war Sydi auf Orodicens Befehl der Gemahl der Prinzessinn. Orodice ließ es öffentlich kund thun, und ertheilte hiervon dem stolzen Demetrius Nachricht. Nun war Alles in heftigster Gährung; von jeder Seite rüstete man sich zum Kriege, und traurig war der Unterthan, da er die Gewitterwolke sah, die Sturm und Hagel verkündigte.

Sydi mußte das Heer gegen Demetrius anführen; Ursanie wollte ihm folgen: aber Sydi's Liebe und Klugheit ersuchte sie, ihre Wohnung auf einer Veste zu nehmen, wo sie vor den Anfällen des Feindes sicher wäre. Traurig war der Tag, an dem Sydi und Ursanie sich trennen mußten; sie liebten sich zärtlich und kannten höhere Freuden als die des Sieges, der Rache und der Eroberung. Aber es mußte seyn. Sydi erhielt Ursaniens Hand unter der Bedingniß, Orodicen zu rächen. Ich gab mein Wort, sagte er, es ist mir heilig; sollt ich unterliegen, so sterbe ich mit Freude bey dem Gedanken, daß Ursanie mein war. Der Klang der Trompete rief den Helden aus den Armen seiner Gattin. Er verließ sie, und zog nun mit seinen Kämpfern ge-

gen Demetrius aus. Sara, Ursaniens Freundinn, war immer an der Seite der Gemahlin Sydi's. Sie verschwätzten die langweiligen Stunden, und sprachen von Freundschaft und Liebe; sie betheten um Sydi's Erhaltung und um Friede. Einst saßen sie in der Laube des Schloßgartens und sahen dem Untergange der Sonne zu, der so majestätisch und prächtig war. Auf einer hohen Klippe stand die Veste; man sah eine unermeßliche Strecke vor sich liegen; Flüße, Wälder, Seen und Haine verschönerten die Aussicht. Man kann sich denken, wie schön der Anblick eines heitern Sommerabends von dieser Höhe müsse gewesen seyn. Stilles Vergnügen, das man in der Betrachtung der Natur findet, war in Ursaniens Seele, und sanfte Schwermuth malte sich auf ihrem schönen Gesichte; man las den Wunsch ihres Herzens an ihrer Stirne; dieser Wunsch war, daß Sydi ihre Freude mit ihr fühlen möchte. Die Sonne war bereits untergegangen, und es war schon Nacht. Da der Mond im Neulicht war, lag Alles umher in Finsterniß. Nur Sterne funkelten und spiegelten sich dort und da im Bache und im See. Sara lag schon zu Bette, aber Ursanie konnte nicht schlafen. Sie trat ans Fenster, und sah nach der Gegend, wo sie glaubte, daß ihr Sydi wäre. Auf einmahl hörte sie einen Lärm; es war, als hörte sie das Geklirre von Waffen. Das Geräusch kam näher; es waren Feinde, die die Burg bestürmten. Es kam mit den Soldaten, die die Festung be-

wachten, zum Kampfe; Ursanie erschrack, Sara verließ ihr Lager. Arm in Arm geschlossen, standen sie da, als Demetrius mit seinen Soldaten eindrang, die Veste eroberte, und Ursanien und Sydi's Schwester zu Kriegsgefangenen machte.

Mittlerweile, als dieses geschah, erwartete Sydi den Morgen. Alles war schon bereitet zur Schlacht. Schlaflos lag er auf seinem Lager, und berechnete ängstlich die Zeit. Morgen ist der entscheidende Tag, sagte er; morgen fällt Egard unter meinem Schwerte, oder Sydi wird nicht mehr seyn. Unglückliche Ursanie! ich liebe dich; aber was wirst du werden, wenn Sydi nicht mehr seyn soll? Ich kenne deine Denkart, trautes Mädchen! du hast ein Herz, geschaffen zur Liebe, was ist der Liebende ohne den Gegenstand seiner Liebe? — Welche glückliche Aussichten öffneten sich nicht meinen Wünschen? Wie glücklich würde ich nicht mit Ursanien seyn, wenn ihr Vater nicht ein König wäre? — — Der Morgen grauete, die Vögel erwachten allgemach vom Schlafe, als ein Bothe die Nachricht ins Lager brachte, daß Ursanie gefangen war. Sydi war außer sich. Nun muß ich siegen oder sterben, sprach er. Kommt, Freund, und rächet mich und euern König! — Nun war Alles in Waffen. Das Heer des Demetrius wurde angefallen, und stundenlang dauerte der schreckliche Kampf. Tausende fielen, aber man kämpfte noch immer; endlich kam die düstere Nacht, und brachte die Krieger voneinander. Demetrius wurde geschlagen, und flüchtete sich, verfolgt von Sydi.

Es ward immer dunkler, und Sydi hielt es nicht mehr rathsam, den Feinden länger nachzusetzen. Er kehrte auf's Schlachtfeld zurück. Da sank er hin auf einen Haufen von Leichen, und der Schlaf schloß seine Augen in Gefilden, wo die Augen von Tausenden auf ewig geschlossen waren.

Demetrius und Egard flüchteten sich, und Ursanie wurde nach England gebracht, wo sie Heinrich II. in Schutz nahm. Dieser Heinrich warf sich nun zum Mittler der kriegenden Mächte auf, und man fing an Friedenshandlungen abzuschließen. Als aber Heinrich die Lage der Sachen kannte, mischte sich auch sein Interesse darein; er hoffte als ein Dritter Vortheile aus dieser Verwirrung zu ziehen, und unter dem Nahmen Hilfsvölker schickte er einen seiner besten Generäle Steinbock genannt, mit dreyßig tausend Mann nach Irland. Diesem Generale wurde Ursanie anvertraut. Demetrius und Egard fochten nun unter Englands Fahne, und der unglückliche Orodice unterlag. Dublin wurde erobert, und keine Grausamkeit ist zu erdenken, die Egard nicht ausübte. Das Volk empörte sich wider diesen Tyran, und rief selbst Heinrich von England zum König aus. Steinbock frohlockte hierüber, denn die Hilfe war Staatspolitik, um Irland zu erobern. Sydi, der Heinrichs Plane einsah, war einem Rasenden gleich. Abscheuliche Politik! rief er aus, Räuberey von feinerer Art, um Länder zu rauben! Behandlt eman so den Schwachen? — O ihr Ungeheuer, ohne Recht und

Sitte! — — Er zog sein Schwert, und kämpfte mit Steinbock's Kriegern, tödtete und würgte, bis er selbst verwundet dahin sank.

Halb todt wurde der tapfere Krieger in Steinbock's Zelt gebracht, wo er zum letztenmahl seine Ursanie sah. Blutend war ihr Herz, heiß die Thräne, die auf die halbtodte Wange floß. Ich werde dich nicht überleben, Sydi, sagte sie; stirb getrost, ich folge dir. Auch starb Sydi wirklich in ihren Armen, und Ursanie mit ihm, indem sie sich ermordete, als Sydi seine Augen schloß.

Heinrich von England gab Medien dem unglücklichen Orodice zurück, brachte die übrigen Fürsten unter seine Bothmäßigkeit, und vereinigte einige Jahre darauf Irland mit Englands Krone.

Traurige Tage verlebte der unglückliche Orodice. Er las noch oft den Brief, den ihm Sydi in seiner letzten Lebensstunde schrieb, und überdachte die Wahrheit: wie sehr Hochmuth und Ehrgeitz die Menschen unglücklich machen.

Sydi's letzter Brief an Orodicen war dieser:

Mein König und Fürst!

Ich bin nah' dem Tode; aber ich sterbe für Euch, und das ist mein Trost. Immer war ich Euch getreu; — o könnte ich nur mit meinem Tode Eure Ruh' und das Glück Eurer Unterthanen erkaufen: aber dieses ist vergebens. O hättet Ihr mir nur eher Gehör gegeben,

Eure Unterthanen würden noch glücklich seyn. Der Ehrgeitz ist eine gefährliche Leidenschaft für Fürsten, und jede Leidenschaft ist Fürsten gefährlich, denn auswärtige Mächte benützen sie, und ziehen Vortheil aus ihrer Schwachheit.

Ich habe Euch oft erinnert, Orodice! daß England nur auf eine Gelegenheit lauerte, uns zu unterjochen. Dem Mächtigen ist's nicht ums Recht zu thun, sondern nur um den Schein des Rechts. Lange schon arbeitete England an diesem Plane: man kannte den jungen Egard, wußte seinen Stolz, und suchte diese Leidenschaft in ihm zu erhöhen. Man kannte euren Charakter, und wußte, daß zwey harte Steine, die sich reiben würden, Feuer geben müssen. Von einheimischen Zwistigkeiten ziehen immer ausländische Feinde Vortheile.

Ich bedaure Euch, mein König! Ihr kanntet die Politik der auswärtigen Höfe zu wenig, und Ihr selbst habt ihnen Gelegenheit gegeben, ihre Plane auszuführen. Möchtet Ihr doch jetzt durch Erfahrung klüger werden, und einsehen, daß der Könige Pflicht ist, für ihre Unterthanen und nicht für ihre Leidenschaften zu leben. Ich sterbe; nur Ursanien verlasse ich schwer; die übrige Welt hat keinen Reitz für mich. Ich bin froh, ein Theater wieder zu verlassen, wo der Satan der Politik die Höfe zur Hölle macht. Lebt wohl, und denkt, Sydi war der treueste Eurer Unterthanen.

Ludwig, der Gebartete.

Die Folgen des Hochmuths, des Stolzes und des Ehrgeizes können nirgends deutlicher als an Höfen beobachtet werden. Da ist der Kampfplatz dieser Leidenschaften; da werden Entwürfe gemacht und Entwürfe ausgeführt; da kann der Philosoph sehen, wie ganz elend die eingebildete Glückseligkeit der Großen ist. Da regieren die Menschen gar selten, sondern die Leidenschaften, die nur zu oft die Hauptquellen sind, aus denen die Fehler und Gebrechen der Regierungen, und das Elend und das Unglück der Völker sich in ganzen Strömen ergießt.

Leidenschaftliche Staatsmänner geizen nach falschem Ruhm, und ziehen die Unterthanen ihres Herrn ins Verderben. Die Geschichte liefert uns die traurigsten Folgen von den Leidenschaften der Großen. Das Mittel, wodurch sich der Kardinal Richelieu bey Ludwig XIII. an seinem Posten erhielt, ungeachtet, daß er von ihm nicht geliebt wurde, war, daß er niemahls die auswärtigen Kriege endigte, sondern den Staat immer in neue Händel und Unruhen verwickelte. Andere verwickeln den Staat in auswärtige Kriege, oder versäumen die Wohlfahrt desselben bloß ihres Eigennutzes wegen. Sie verkaufen sich an fremde Mächte, und bereden ihre

Fürsten entweder Krieg zu führen, oder still zu sitzen, je nachdem es der auswärtige Staat, an den sie sich verkauft haben, verlangt. Andere führen Krieg, um desto mehr Gelegenheit zu finden, sich zu bereichern, weil im Kriege die Ausgaben des Staats, die durch ihre Hände gehen, nicht so leicht zu übersehen sind, als im Frieden. Der Kardinal Mazarin hatte diesen niederträchtigen Beweggrund bey allen auswärtigen Händeln, in welche er den Staat verwickelte.

Oft ist blos der Ehrgeiz eines Einzigen an dem Unglücke der Länder Schuld, der sich in den Kopf setzt, ein kleiner Souverain zu werden, und Fürstenthümer zu erlangen. So fing Mazarin in Italien Unruhen an, um sich den Weg zu erleichtern, ein italienisches Fürstenthum an seine Familie zu bringen, und die Großgünstlingin in Spanien, die Prinzessinn Ursini, wollte ihren Hof in den Utrechter Friede nicht eher einwilligen lassen, bis man ihr eine Souveränität in den spanischen Niederlanden versprochen hatte.

Der Herzog von Bukingham, der Liebling Karls I. in England, der endlich (leider zum Unglück seines Königs viel zu spät) ermordet wurde, hatte sich eine närrische Liebe gegen die Königinn von Frankreich in den Kopf gesetzt, und weil man ihn, wie billig, dafür verachtete, so mußte eine englische Flotte gegen Frankreich ausgerüstet werden, die dieser thörichte Günstling anführte, um sich zu rächen, oder sich der Königinn durch seine Schonung gefällig zu machen.

So machen die Leidenschaften aus dem Menschen, was sie wollen, und sind nie gefährlicher als in den Herzen der Mächtigen. Immer lassen sie traurige Folgen für das Ganze und für den Einzelnen zurück; allein der leidenschaftliche Mensch sieht nicht, und wird nur durch Gelüste geleitet.

Ein trauriges Beyspiel des Stolzes und Ehrgeizes liefert uns selbst die bairische Geschichte an Ludwig dem Gebarteten. Bewährte Thathandlungen sollen meine Grundsätze bestätigen, und die Folgen, die das Laster immer nach sich zieht.

Ludwig der Gebartete von Ingolstadt war ein Fürst, der außerordentlich viel auf Pracht hielt. Diese seine Prachtliebe wurde unheilbar, da er zu seiner Schwester Elisabeth an den französischen Hof eilte. Karl VI., der Gemahl der Schwester Ludwigs, litt wegen Schwachheit seines Körpers häufige Abwesenheiten seines Verstandes, und hierdurch wurde Ludwigen von seiner Schwester der größte Einfluß in die Staatsgeschäfte um so mehr eingeräumt, als er für große vielumfassende Dinge gemacht zu seyn schien: er war auch auf alle Gelegenheit aufmerksam, sich das Vertrauen und die Gewogenheit der französischen Nation zu erwerben.

Ludwig heirathete eine Prinzessinn von Frankreich, Anna von Bourbon, wodurch er die in der Niedernormandie gelegene Grafschaft Mortani erhielt. Die Königin, seine Schwester, überhäufte ihn mit Geschenken, und Ludwig gewöhnte sich an Pracht und Herr-

lichkeit. Er hielt eine große Herrschaft für das einzige Glück, nachdem er trachten sollte. So führen uns unsere Leidenschaften irre. Mit ungeheuren Gesinnungen, die Ludwig hatte, eilte er nach seines Vaters Stephan II. Tode nach Baiern zurück. Sein Hofstaat bestand aus einem großen Gefolge Franzosen, vielen Grafen, Herren und Reitern, und seine Hofhaltung in Ingolstadt fing er mit königlicher Pracht an. Er hielt sich bey 600 Pferde an seinem Hofe, und da er in Frankreich ein Liebhaber von großen Jagden geworden war, so verlor er bald die Zuneigung seiner Unterthanen, denn er beschwerte sie mit einer unzähligen Menge von Jagdthieren und Jägern. Zu dieser Leidenschaft gesellte sich auch noch die Eroberungssucht, wobey er wider alle Klugheit meistentheils seine französischen Hofleute zu Rathe zog.

Da damahls in Frankreich das Recht der Erstgeburt bereits eingeführt war, so suchte er in Baiern nach den nähmlichen Grundsätzen zu handeln, und das Erste, was er nach seiner Zurückkunft that, war, daß er seinen Vettern, den Herzogen Ernst und Wilhelm III. von München und dem Heinrich von Landshut anlag, ihm ein gleiches Recht einzuräumen, und die Theilung von 1392 umzustoßen. Bald darauf äußerte er seine Eifersucht wider Friedrich von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, der 1415 vom Kaiser Sigmund die Mark und das Kurfürstenthum Brandenburg um 400,000 Dukaten gekauft hatte, und

er behauptete, aus einem, vielleicht dießmahl weniger übertriebenen Grunde, daß ihm vor jenem das Einstandsrecht zustünde. Endlich fürchtete man von Seiten der Pfalz, Ludwig möchte das von Karl IV. unterdrückte Recht der baierschen Linie auf die Abwechslung der Kurwürde hervorsuchen. Die Folge davon war, daß der Herzog Heinrich zu Landshut, dann die Herzoge Ernst und Wilhelm III. zu München, die Pfalzgrafen Ludwig und Johann, der Kurfürst Friedrich von Brandenburg, und Andere, welche sich vorzüglich in Gefahr zu seyn glaubten, ein Bündniß unter sich errichteten, vermöge dessen sie sich auf den Fall, daß einer von ihnen von Luwig dem Gebarteten beunruhiget werden sollte, eine wechselweise Unterstützung versprachen. Ludwig, der Gebartete, suchte dieses Bündniß dadurch zu entkräften, daß er es mit den niederbaier'schen Edelleuten hielt, von denen eben der größte Theil wider den Herzog Heinrich von Landshut äußerst aufgebracht war. Auf diese Weise kam es jetzt nur darauf an, wer die erste Ursache zu einem öffentlichen Ausbruch darbieten würde, und diese ergab sich, wie leicht zu vermuthen war, bey der ersten Gelegenheit auf der Kirchen- und Reichsversammlung zu Kostniz, oder Konstanz am Bodensee.

Da in dieser Versammlung solche Gegenstände vorkamen, welche die Gegenwart der vornehmsten Reichsfürsten nothwendig machten, so sind auch die sämmtlichen Herzoge von Baiern, nähmlich Ernst

und Wilhelm III. von München, Heinrich von Lands-hut, und Ludwig, der Gebartete, von Ingolstadt, darauf erschienen. Die zwey Letztern trafen zu Kostniz in einer Gesellschaft zusammen, und ungeachtet Sigmund, der Kaiser, und die ansehnlichsten Reichsfürsten dabey gegenwärtig waren: so konnte sich doch Ludwig, der Gebartete, nicht enthalten, den Heinrich von Landshut öffentlich mit Vorwürfen zu beschimpfen. Dieser that weiter nichts, als daß er den Kaiser wegen dessen, was er eben gehört hatte, zum Zeugen nahm, und die Gesellschaft augenblicklich verließ; aber als Ludwig, der Gebartete, nach seinem Quartier zurück ging, fiel ihn Heinrich auf der Straße mit dem Degen an, und versetzte ihm eine Wunde, worüber derselbe zu Boden sank. Hierüber kamen alle Reichsfürsten in Bewegung, und im ersten Eifer sah der Handel für den Herzog Heinrich, zumahl, da er in der Meynung, den Ludwig getödtet zu haben, unverzüglich nach Landshut ritt, sehr mißlich aus; allein der Kurfürst Friedrich von Brandenburg, Schwager des Herzogs Heinrich, (Friedrich hatte nähmlich des Heinrichs Schwester Elisabeth zur Ehe) machte dem Kaiser und den Reichsständen so dringende Vorstellungen, daß die Reichsacht, womit der Herzog Heinrich anfangs bedroht wurde, unterblieb. Nun kehrte sich Ludwig, der Gebartete, wider den Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg; er maßte sich in dessen Burggrafthum Nürnberg verschiedner Dinge an; und da dieß

Friedrich nicht leiden wollte, kündigte er ihm, gemäß der damahligen Verfassung, wo jeder Freygeborne zum Privatkrieg berechtigt war, öffentlich die Fehde an. Er schlug sich hierauf mit diesem Kurfürsten, dann mit seinen Vettern, den Herzogen von München und Landshut, dem Bischof von Eichstädt und den vielen andern und mächtigen Bundsgenossen viele Jahre herum, richtete, wo er nur konnte, in den Ländereyen seiner Gegner, zumahl im Burggrafthum Nürnberg schreckliche Verheerungen an, verlor aber auch während dem manche Ländereyen an seine Vettern, die Herzoge zu München und Landshut, und er würde zuletzt, da er von Verträgen durchaus nichts hören wollte, wahrscheinlich sich und viele Andere zu Grunde gerichtet haben, wenn nicht endlich der Kaiser Sigmund der Sache ernstlich sich angenommen, und mit Vorschub, Geheiß und Bewilligung des Reichs, 1422 zu Nürnberg und Regensburg einen allgemeinen Landfrieden zu Stande gebracht hätte.

Ludwig der Gebartete kam durch diesen Frieden zwar außer Stand zu schaden, aber keineswegs in die Lage, welche ihn hätte befriedigen können; die Ortschaften, welche ihm während des Krieges von seinen Vettern abgenommen worden waren, blieben, ungeachtet der doppelten Friedsprüche, noch immer in der Gewalt dieser Letztern, und er sah sich theils zu ihrer Wiedererhaltung, theils auch zu seiner eignen Sicherheit genöthigt, einen zu selben Zeiten zwar nicht un=

gewöhnlichen, aber noch immer sonderbaren Schritt zu thun. Er bat den Kaiser, in ihrem gemeinschaftlichen Nahmen, die ingolstädtischen Ländereyen durch einen besondern Verweser oder Friedensrichter verwalten zu lassen, ihn selbst aber an seinen kaiserlichen Hof unter seine Mundbürde, oder seine Beschirmung zu nehmen. Er befand sich auch wirklich noch an dem Hofe des Kaiser Sigmunds zu Preßburg, als 1425 jener Anfall und Streit wegen Straubing = Holland geschah. Die Versöhnung mit seinen Vettern war auch damahls seiner Seits nichts weniger als hergestellt, wie dann der Herzog Wilhelm III. von München, welcher während dieser letztern Erbstreitigkeit zum Kaiser Sigmund nach Preßburg gereist ist, seinem Bruder, dem Herzog Ernst, nach München berichtet hat, daß Herzog Ludwig von Ingolstadt nichts mit ihm spreche, und sich überhaupt gegen ihn fremd und gröblich betrage. Auch hat dieser Erbfall dem Landfrieden ein Ende, und Ludwig den Gebarteten entschloßen gemacht, der Regierung wieder persönlich sich anzunehmen.

Dem Ludwig zu Instolstadt wurde der Friede und die stille Lebensart bald wieder unerträglich. Um sich zu zerstreuen, suchte er daher sein ehemaliges Vergnügen, die Jagd, und zu gleicher Zeit die ehemaligen Streitigkeiten hervor, wozu ihm sein leidenschaftliches Nachspüren in der Hausgeschichte häufig Gelegenheit gab. Beydes weckte nicht nur seine alten, sondern eine Menge neuer Feinde wider ihn auf, und im Jahre 1433 ver=

einigten sich die Herzoge zu München und Landshut, die Grafen von Oettingen, die Reichsfreyen aus Schwaben, die Statthalter von Brandenburg und Nürnberg, die Bischöfe von Eichstädt, Regensburg und Passau, hundert ritterliche Familien, und eine große Anzahl Manns- und Frauenabteyen, um bey der Kirchenversammlung zu Basel, bey welcher eben der Kaiser Sigmund angekommen war, wider Ludwig von Instolstadt eine gemeinschaftliche Klage zu führen.

So viel und so ansehnliche Kläger mußten nothwendig Eindruck machen, und dem Ludwig wurde von dem Kaiser und dem Reich befohlen, sich binnen einem Monat zu vertheidigen. Der Markgraf von Baden erhielt den Auftrag, ihn dazu vorzubereiten, und Ludwig kam wirklich zu einer Unterredung nach Lauingen, ohne jedoch den Vorstellungen des Markgrafen im geringsten ein Gehör zu geben. Er zog vielmehr wider seine Ankläger in den heftigsten Ausdrücken los, und weigerte sich durchaus, jemahls zu einer Verantwortung zu erscheinen. Der Kaiser, welcher mittlerweile nach Ulm gekommen war, faßte den Entschluß, wider Ludwig eine förmliche Reichsacht zu sprechen, wie dann zur nehmlichen Zeit 1434 die Kirchenversammlung zu Basel über ihn den Kirchenbann sprach. Wie es auf das Äußerste gekommen, und kein Rettungsmittel übrig war, wich Ludwig endlich der Nothwendigkeit. Er kam nach Ulm und unterschrieb die Bedingnisse, die der Kaiser zur Aussöhnung ihm vorlegte. Er mußte

auf eine überaus beträchtliche Summe Gelds, welche er dem Kaiser geliehen hatte, und was ihm weit empfindlicher fiel, auf die Stadt Donauwörth, welche 1376 wieder an Baiern gekommen war, zum Nachtheil des Stammhauses, Verzicht thun.

Diese Widerwärtigkeit war für ihn indeß nur ein kleiner Vorfall in Vergleich der folgenden, welche ihm bald darauf widerfahren ist. Er hatte mit seiner Gemahlinn Anna von Bourbon einen Sohn, Ludwig, gezeugt, welcher in Frankreich geboren, und wegen seiner unförmlichen Gestalt, der Höckerige genannt worde ist. Man sagt, der Vater habe diesen Sohn eben wegen seiner häßlichen Gestalt nie recht lieb gewonnen; er habe ihn nur den Hocker genannt, und ihm sogar seinen unehlichen Sohn, Wieland von Freyberg, der von einer schönen Gestalt, und in allen Ritterspielen vortrefflich geübt, und außerdem voll guter Eigenschaften war, nicht undeutlich vorgezogen. Dieß flößte Ludwig, dem Höckerigen, eine wüthende Eifersucht und einen heimlichen Groll ein, der seinem scharfsehenden Vater nicht lange verborgen blieb. Die Folge davon war, daß dieser seinen natürlichen Sohn, der ihm mit ganzem Herzen ergeben war, immer lieber hatte, und ihn mit Wohlthaten überhäufte. Dieß brachte Ludwig, den Höckerigen, vollends außer aller Fassung. Er nahm jede Gunstbezeugung, welche Wieland von Freyberg erhielt, nicht nur für eine Beleidigung seiner eignen Person, sondern auch für ein bedenkliches Zeichen auf,

und verfiel zuletzt auf den Argwohn, wozu ihm vielleicht die Kaltsinnigkeit seines Vaters Gelegenheit gegeben haben mag, als wäre dieser gesinnt, ihn zu Gunsten des Wielands von Freyberg von der Nachfolge zu entfernen.

Da dieser sein Vater bey herannahendem Alter viele und prächtige Stiftungen machte, und anbey den Ingolstädtern den Befehl ertheilte, daß sie seinem Nachfolger nicht eher, als bis dieser seine Stiftungen bestätigt haben würde, huldigen sollten: so machte Ludwig, der Höckerige, die Auslegung, als gehe die Absicht seines Vaters einzig dahin, ihm Alles zu entziehen. Er hatte sich schon vor einiger Zeit mit dem Sohne des Kurfürsten Friedrichs I. von Brandenburg, dem Albert Achilles, sehr genau verbunden, und aus einer solchen Absicht 1438 dessen Schwester Margaretha, zum Verdruß seines Vaters Ludwigs, geheirathet. So hatte er auch den Herzog Heinrich zu Landshut, und den Herzog Albert III. zu München (Sohn des Herzogs Ernst) um Freundschaft und Beystand ersucht, und nunmehr machte er den Anfang, wider seinen Vater sich öffentlich aufzulehnen.

Er fühlte anfangs selbst das Abscheuungswürdige dieser Handlung, und führte in seiner öffentlichen und weitläufigen Klage, womit er seine Verfahren zu rechtfertigen suchte, den Kirchenbann des Consiliums zu Basel an, als wodurch er von den ehrfurchtsvollen Pflichten, welche man außerdem gegen einen Vater be-

obachten müßte, gleichsam losgesprochen wäre. Alles Zureden, womit man ihn zu besänftigen suchte, war vergeblich; er bemächtigte sich mit Hülfe des Albert von Brandenburg 1439 der Stadt und des Schlosses Friedberg, und zwey Jahre nachher der Hauptstadt Ingolstadt, und fast aller Hauptplätze, die Städte Lauingen und Neuburg ausgenommen, in welche letztere sich sein Vater Ludwig der Gebartete, eingeschlossen hatte. Je glücklicher er in seinen Unternehmungen war, desto zahlreicher wurde in kurzem sein Anhang, zumahl, da fast der ganze Adel, welcher des bereits sehr alten Ludwigs wenig mehr achtete, auf die Seite seines Sohnes getreten war. Durch solche Ermunterungen angefeuert, rückte dieser endlich 1443 vollends vor Neuburg, das er nach einer hartnäckigen Belagerung von dreyen Monathen wirklich in seine Gewalt bekam. Sobald der alte Herzog die Stadt in den Händen seiner Feinde sah, erklärte er sich, daß er lieber sterben, als die Schmach, ein Gefangener seines Sohnes zu seyn, ausstehen wollte; aber dieser fürchtete sich selbst vor der Schande, welche auf ihn durch eine solche Demüthigung seines Vaters nothwendig zurückfallen müßte. Er wollte sogar den Schein, denselben gefangen zu haben, vermeiden, und überließ ihn dem Albert von Brandenburg, der ihn mit allem Wohlstande, den sein Rang erforderte, mit sich zu einer ritterlichen Haft nach Anspach geführt hat. Ludwig der Höckerige genoß seinen traurigen Sieg nur eine

kurze Zeit; denn 1445 nahm ihn unvermuthet der Tod weg.

Der alte Ludwig blieb in der Gewalt des Markgrafen Alberts beynahe drey Jahre, worauf der Herzog Heinrich von Landshut zwey und dreyßig tausend Gulden, welche der Markgraf als einen Ersatz der von ihm aufgewandten Kriegskosten zu fordern hatte, an denselben bezahlt, und dafür seinen Vetter Ludwig, in der Hoffnung, daß ihn dieser entschädigen würde, im Jahre 1446 zu sich genommen hat.

Während dieses doppelten Verhafts gab der alte Ludwig unaufhörliche Proben seiner seltsam großen Gemüthsart. Er blieb durchaus eines unerschütterten Sinnes, und behielt seinen fürstlichen Stolz und Trotz gegen Jedermann, der ihm zu verstehen geben wollte, daß er nicht frey sey. Er war nicht zu bewegen, Jemanden in Absicht auf seine Befreyung ein gutes Wort zu geben, und er gab denjenigen, welche ihn flehentlich bathen, er möchte doch seiner Freyheit wegen des Geldes nicht achten, stets zur Antwort: es sey thöricht, ihn zu etwas verbinden zu wollen, das er, sobald er frey wäre, gewiß niemahls halten würde. Man könne zwar den Körper gefangen setzen, aber man könne dem ungeachtet nicht hindern, daß ein Mann mit Kraft und Geist nach seiner Ueberzeugung frey denke und rede. Als ihm der Markgraf Albert von Brandenburg vorstellte, er wolle ihm gleich und gerne loslassen, wenn er ihm nur die Kosten ersetzen wollte,

die er auf den Krieg, worin er seinem Sohne, Ludwig dem Höckerigen, beygestanden war, verwendet hätte, gab er in einem heftigen Tone zur Antwort: »Nim ain schwerd in dein Hand, und stich das in mich, und sprich: ich wil gelt von euch haben, als oft wil sprechen, ich wil dir nichts geben, bis mir die seel ausgeet, wan du hast weder recht noch glimpf zu meinem leib und guett.«

Der Herzog Heinrich von Niederbayern, welcher gar nicht gezweifelt haben mag, daß sich der Ludwig zur Erstattung dieser Kosten verstehen würde, machte die nähmlichen Versuche, und kam in dieser Absicht öfters auf das Zimmer, worin er ihn im Schloß zu Landshut gefangen hielt; aber Ludwig, der die bloße Zumuthung, daß er etwas ersetzen soll, verabscheute, und die Sache als einen Kauf und Verkauf seiner Person betrachtete, gab dem Herzog Heinrich jederzeit bey seinem Eintritt zu verstehen, was er zu hoffen hätte. Er stand niemahls auf, wenn Heinrich zu ihm ins Zimmer trat, er dankte ihm niemals auf seinen Gruß, und neigte sich nicht einmahl, sondern gleich einem Löwen, der es nicht weiß, wenn man ihn gebunden hält, blieb er, in guten und schlimmen Tagen, immer unverändert, und in seiner Denkungsart aufrecht und unbeugsam, weswegen ihn auch Heinrich nach dem Schloße zu Burghausen versetzen ließ.

Bey allem diesem eignen, festen, und rauhen

Sinne, war Ludwig im Umgange, wenn nur das Gespräch nicht auf seine Rechte bey Fehden, oder jetzt auf seine Befreyung gelenkt ward, nichts weniger, als wild und widerwärtig; er war vielmehr so höflich, gesprächig und voll muntern Witzes, so daß auch der Markgraf von Baden, welcher den Auftrag hatte, ihn vor das Reichsgericht zu rufen, dem Kaiser das einnehmende, und herablassende Betragen des Ludwig, sobald von andern Dingen die Rede war, nicht genug rühmen konnte. Auch wurde er von Jedermann hochgeschätzt, und selbst von seinen Feinden, die ihn haßten und fürchteten, wurde über ihn mit Achtung gesprochen. Er war jetzt 1447 in seinem hohen Alter von ein und achtzig Jahren noch sehr bey Kräften, wie er sich denn zuweilen das Vergnügen machte, denjenigen, welche ihn n seinem Arreste besuchten, Proben seiner Stärke zu geben, indem er sie mit einer Hand fest hielt, so daß sie sich nicht loswinden konnten.

Seine Landstände gaben sich um seine Befreyung alle erdenkliche Mühe; auch der König in Frankreich Karl VI., und das sämmtliche kurfürstliche Kollegium verwendeten sich für ihn bey dem Kaiser Friedrich III., und dieser ließ an den Herzog Heinrich nach Landshut ein nachdrückliches Schreiben, wodurch die Befreyung Ludwigs wahrscheinlich erfolgt wäre, ergehen; aber als dieses Schreiben ankam, war Ludwig dahin. Er starb 1447 im Kirchenbann, von allen Bayern, und deren Nachbarn bedauert und beklagt. Er selbst bedauerte sich

zuletzt, und sagte öfters, wobey er seine Hände ansah, und sich dann die Thränen aus den Augen wischte: »Wer mir dieses gesagt hiet in meinen jungen tagen, das ich also vil leiden solt, ich het nit glaubt, daß mich all teutsch Fürsten darzu hietten bringen mugen.«

Lottchen.

Eine wahre Geschichte.

Lottchen war die Tochter eines Kaufmanns in N. Als ein Mädchen von zwölf Jahren gab man sie ins Kloster zur Erziehung.

Lottchens Charakter war sanft; ihre Seele war gefühlvoll, und das Herz dieses Mädchens hatte die Anlage, die so viele Menschen unglücklich macht. Ich habe es schon oft gesagt, und wiederhohle es immer, ein empfindsames Herz ist ein trauriges Geschenk der Gottheit. Unschuldig vertändelte Lottchen die ersten Tage ihres Lebens, gleich einer jungen Lerche, die sorgenlos den frühen Tag begrüßt, und noch nicht die Klauen des Raubvogels kennt. Angenehm verschwanden ihre Frühlingstage; ihr Herz war jeder ihrer Gespielinnen offen, wie die Rose dem Thautropfen des Morgens. Ohne Tücke, ohne Verstellung, so wie die Un-

schuld ist, war das Mädchen, und lebte selige Tage inner den Mauern, in welche man sie eingeschlossen hatte.

Ich weiß es eben nicht, ob ich durchaus Recht habe, aber mein Herz sagt mir immer, als wenn die Klostererziehung für die Mädchen nicht gut wäre. Der Mensch zum gesellschaftlichen Leben geschaffen — soll von Menschen den Werth des gesellschaftlichen Lebens kennen lernen, die sich selbst der Gesellschaft entzogen, und unter himmelhohen Mauern versperrt haben? — — Da, bey schwärmerischen Mädchen, die den heiligen Trieb der Natur — den Trieb, Mutter zu werden, in ihrem Busen erstickt haben, wie können sie da die Pflichten der Gattinn kennen lernen? — — Unbekannt mit den Gefahren des Lebens, werden hier die Kinder von Irrthum zu Irrthum, von Vorurtheil zu Vorurtheil geführt: statt daß man sie die Leidenschaften vernünftig einschränken lehrte, will man sie in ihnen ganz unterdrücken; und diese der Natur ganz entgegen gesetzte Behandlung ist oft von den traurigsten Folgen. Die Leidenschaften gleichen dem Pulver, das für den nicht gefährlich ist, der seine Gewalt kennt, und damit umzugehen weiß. In freyer Luft ist es immer unschädlich, wenn es sich auch entzündet, aber je enger es eingeschlossen wird, je mehr wächst seine Gewalt, und um so fürchterlicher sind die Folgen seiner Entzündung. So geht es auch mit dem Herzen des Menschen. Das größte Bedürfniß eines empfindsamen

Herzens, ist die Liebe: und wird wohl ein Mädchenherz zu dieser im Kloster vorbereitet?

Lottchen fühlte frühe dieses Bedürfniß. Sie konnte nicht seyn, ohne einen Gegenstand zu haben, den sie liebte. Bald war es ein kleiner Vogel; bald ein Schmetterling, den sie haschte; bald eine Blume, der sie täglich am Busche wartete, und sie pflegte. Nun war Lottchen fünfzehn Jahre alt, und täglich fühlte sie mehr, daß das Kloster für sie ein Kerker war. Die Einförmigkeit der ausgemessenen Handlungen, das ewige Einerley, das sie im Kloster sah, und fühlte, brachte den Zustand der Langenweile in ihrer Seele hervor. Ihr Herz empfand feuriger, und mehr Anschaulichkeit besaß ihr Geist, als der Geist ihrer Gespielinnen. Sie liebte die Lektüre, und fühlte bald ihre ganze Wonne im Lesen. Obwohl man ihr kein anders weltliches Buch gestattete, als die Feenmährchen, so wirkten doch auch diese sehr heftig auf ihre Einbildung. Das gute Mädchen las die Geschichte des blauen Vogels, und nun war ihr einziger Wunsch, daß sie auch so geliebt werden möchte. O dachte sie, wie wollt' ich auch den wieder lieben, der mich liebte! — Diese Idee beschäftigte ganz das gute Lottchen; sie war traurig, liebte die Einsamkeit, und hing in stiller Schwermuth ihren Gedanken nach.

Nun fügte sich's einst, daß sie von einer ihrer Muhmen zu Mittag gebethen wurde. Lottchen kam, und man speiste in dem Garten eines Freundes ihres Vaters,

der ein Kaufmann war. Unter den Gästen befand sich ein junger Cavalier, der Lottchen unter andern auffiel. Er war schön, und sein Anstand gefiel ihr. O ja, dachte Lottchen schon bey dem ersten Anblicke, so war der Prinz in dem Feenmährchen des blauen Vogels, — o ja, gewiß war er so! Sie sah ihn manchmahl bey Tische an, aber schüchtern wandte sie immer ihren Blick wieder von ihm, wenn ihr sein Auge begegnete. Die Mahlzeit war vorüber, und man ging in den Garten. Lottchen verließ bald die Gesellschaft, und suchte die Einsamkeit. Sie fühlte so was, das sie nicht sagen konnte. Bey einem wollüstig aufblühenden Rosenstrauche ließ sich Lottchen auf einen Rasen nieder, pflückte eine der Rosen, und lange war ihr Auge unbeweglich auf diese Rose geheftet: wie erschrack aber Lottchen, als der junge Cavalier sie aus ihrer Schwärmerey weckte. Mademoiselle, sagte er, die Gesellschaft vermißt Sie; man sucht Sie überall; warum fliehen Sie uns? — Lottchen konnte kein Wort sprechen, und ihre Wange war roth wie Purpur. Die Rose entfiel ihr aus der Hand; der junge Graf bückte sich geschwind, die Blume von der Erde zu heben, und überreichte sie Lottchen. Mademoiselle! setzte er hinzu, o wie glücklich ist diese Rose, daß sie so ganz bey Ihnen ist! — Glauben Sie, erwiederte Lottchen hastig, daß ich ein Wesen glücklich machen könnte? Ob ich es glaube? — Ich bin's nur zu gewiß, o Lottchen! Da küßte er ihre Hand, und eine Thräne entfiel seinem Auge. Lottchen

sprach auch nichts mehr; sondern nahm die Blume von ihrem Busen, drückte dem Grafen sanft die Hand, und überreichte sie ihm.

Nun kam die übrige Gesellschaft, und die weitere Liebeserklärung wurde dadurch unterbrochen; auch die alte Muhme kam mit, die dem guten Lottchen immer zur Seite war. Es ward Abend, und Lottchen mußte ins Kloster zurück, und konnte diesen Abend mit dem Grafen kein Wort mehr sprechen.

Lottchen kam auf ihr Zimmer, und der Pfeil der Liebe steckte schon tief in ihrem Busen. Des Grafen Bild schwebte immer vor ihren Augen; sie konnte die Nacht über nicht schlafen. Mehr als zehnmahl trat sie ans Fenster; es war eine mondhelle Nacht, jede leise Bewegung des Laubes brachte sie auf den Gedanken: es wäre doch nicht unmöglich, daß ihr Geliebter kommen konnte; denn der blaue Vogel besuchte ja auch seine gefangene Prinzessinn: allein der Graf kam nicht, und Lottchen sehnte sich vergebens. Drey Wochen gingen vorüber, und Lottchen nahm sichtbar von Tag zu Tag ab. Man wußte nicht, was dem guten Mädchen fehlte; aber sie verlor ihre Munterkeit, und weinte manchen Abend.

Eines Tages ging sie vor dem Nachtessen einsam im langen Gartengange spazieren, und sang ein Lied. Da hörte sie eine Stimme: »Lottchen, du bist's; höre mich, oder ich sterbe.« Es kam ein Stein in den Garten geflogen, an welchen ein Billet mit einem rosenrothen

Bande gebunden war. Lottchen eilte den Brief zu erhaschen, erbrach ihn, und las:

Seele meiner Seele!

Nur für dich leb' ich mehr, seitdem ich dich kenne, o Geliebte! — Komm, um mich ganz glücklich zu machen. Ich bin der Graf, dem du die Rose gabst; ich weiß, es war ein Zeichen deiner Liebe. Ich will nur für dich leben. Komm bis Mitternacht an diese Mauer; ich will dich deinem Gefängnisse entreißen, und du wirst ewig mein seyn. Kommst du nicht, so bin ich des Todes. Zum Zeichen deiner Einwilligung wirf mir eine Rose über die Mauer.

Dein

ewig Getreuer.

Der gute Mann! sagte Lottchen; er würde ohne mich sterben; und sterben kann ich ihn nicht lassen. Da lief sie hin zu einem Rosenstrauche, pflükte eine Rose, und warf sie dem Grafen über die Mauer zu. Nun war Niemand freudiger als dieses Kind. Die schönsten Bilder erwachten in ihrer Einbildung. Sie sah sich schon in den Armen ihres Geliebten, und träumte ein Glück ihrer schöpferischen Phantasie. Ungeduldig erwartete sie die Stunde der Mitternacht. Die Glocke schlug, und Lottchen ließ sich über das Fenster in den Garten hinab. Zitternd eilte sie dem Gange zu, und Bangigkeit erfüllte ihr Herz. Es war ihr, als hätte sie ein großes Verbrechen begangen. Angstvoll warf sie noch den letz-

ten Blick auf das klösterliche Gebäude zurück; ihr Herz pochte heftig, und ihre Sinne waren verwirrt. Schnell eilte sie wieder zurück, und es reute sie schon das Vorhaben ihrer Flucht: aber was war zu thun? Nun konnte sie nicht mehr in ihr Zimmer zurück. Eine Reihe von fürchterlichen Ideen stellte sich ihrer erhitzten Einbildungskraft vor; sie sah die erzürnten Nonnen vor sich, und glaubte schon ihre Vorwürfe zu hören; — da kam neue Kraft in jedes ihrer Glieder; sie flog, seufzte, und warf sich auf eine Rasenbank hin. Hier weinte sie, daß eine Thräne die andere schlug; sie rief ihren Geliebten, und er war da. Ein Kuß, und eine Umarmung tilgten allen Kummer, alle Sorge. Lottchen fühlte nun nichts mehr, als das Glück geliebt zu werden, und entfloh mit ihrem Geliebten.

Entscheidend sind die ersten Schritte unserer Jugend für unser ganzes Leben. Wir treten in die Welt, ohne Menschenkenntniß, ohne Erfahrung, und werden so oft das Opfer unsers Herzens.

Lottchen war nun in den Armen ihres Geliebten, und däuchte sich glücklich. Die Unschuld ist ohne Mißtrauen und beurtheilt die Welt nach ihrem Herzen; unbekannt mit den Gefahren des Lebens, öffnet sie jedem Geschöpfe ihre Seele, und erfährt oft zu spät, was die Menschen sind. So erging es auch dem guten Mädchen. Der junge Graf versicherte Lottchen seiner Liebe, und Lottchen glaubte der Sprache der Leidenschaft. Der Graf eilte mit seiner Entführten nach N., einer Stadt

in Teutschland, dort verlebte er ein ganzes Jahr mit seiner Geliebten. In dem ersten Feuer seiner Liebe versprach er Lottchen sie zu heirathen; das Mädchen zweifelte auch nicht an seiner Versicherung, denn sie wußte nicht, wie betrügerisch die Sprache der Liebenden ist. Wäre Lottchen ein Mädchen von Weltkenntniß gewesen, so hätte sie sich der Gelegenheit, des ersten Augenblickes der Leidenschaft ihres Grafen, bedient: so aber überließ sie sich ganz seinem Herzen, und dachte nicht daran, daß die Männer so veränderlich sind, daß ihre Liebe mit dem Genuße verschwindet, und endlich gar in Verachtung übergeht. Nach dem Verlaufe eines Jahres sah der Graf andere Mädchen, und ward seiner Lotte überdrüßig; er wurde täglich kälter gegen sie. Traurig war Lottchen oft, und manche Thräne entfiel ihrem Auge, aber überreden konnte sie sich doch nicht, daß der Geliebte ihrer Seele sie nicht mehr lieben sollte.

Das Schicksal der Mädchen ist immer härter als jenes der Männer. In unserer Natur liegt mehr der Hang zum Betrug als im Weibe; das Weib wird erst durch Erfahrung, oder durch üble Beyspiele betrügerisch. Die Leidenschaft der Liebe hat viele Menschen unglücklich gemacht. Hingerissen von dem Reitze der Schönheit, wagt der Jüngling Alles, um sein Mädchen zu besitzen, und besitzt er es, so wird sie ihm bald gleichgültig, und er sucht andere Eroberungen.

Der Mensch täuscht sich durch sein eignes Herz; er mißt den künftigen Zustand seiner Seele nach der Beschaf=

fenheit des Gegenwärtigen, und dieses ist falsch. Jede Leidenschaft ist eine Art von Ueberspannung, ein unnatürlicher Zustand, eine Art von Seelenkrankheit, die bey Einem länger, bey dem Andern minder andauert. Alle die Zufälle im leidenschaftlichen Zustande verschwinden, wenn die Ueberspannung nachläßt, und man wird wieder ganz ein anderer Mensch. Wir gleichen einem Heißhungerigen, der begierig die Speisen einschluckt, nach denen es ihn gelüstet, und dann bald einen Eckel bekömmt an dem, was ihm ehemahls so lieb war.

Mädchen, trauet nie der Sprache der Leidenschaft: je heftiger, je schwärmerischer euch ein Jüngling liebt, desto weniger ist seiner Liebe zu glauben. Seine Liebe ist eine Art von Berauschung, sie verschwindet ohne seinen Willen, und ihr werdet dann einen ganz andern Menschen an ihm finden. Ich will den Pflug mit dir ziehen; ich will in einer Hütte mit dir wohnen, schwarzes Brod essen, und glücklich seyn —— dieses ist die gewöhnliche Sprache der Liebenden; aber trugvoll ist diese Sprache, wenn man der Täuschung seines Herzens folgt. Der Pflug wird bald eine Bürde, die Hütte verächtlich, und eine Last seyn.

Friedenstein, (so hieß Lottchens Geliebter) der seines Mädchens überdrießig ward, suchte nun Gelegenheit, ihrer los zu werden. Er liebte bereits eine andere; sie nannte sich Rosalie, und dieser fiel es nicht schwer, den Plan auszuführen, den der Graf entwarf. Unter dem Scheine der Freundschaft kam Rosalie in Lottchens

Haus, und suchte die Bekanntschaft der Unglücklichen. Lottchen war nun ganz Rosaliens Freundinn; Rosalie kannte jede Falte ihres Herzens, und wußte aus dem guten Mädchen zu machen, was sie wollte. Eines Tages bat Rosalie das arme Lottchen zum Abendessen; sie lud verschiedene junge Leute mit zu Tische, unter welchen sich auch ein junger Offizier befand, an dem sich Rosalie schon lange rächen wollte, weil er einst den Antrag ihrer Liebe verschmähte. Dieser junge Offizier mußte Lottchen nach Hause führen, und Rosalie ließ durch eine dritte Person Friedenstein davon benachrichtigen. Rosalie schrieb an Friedenstein dieses Billet.

Lieber Graf!

»Sie können sich nun mit Ihren eigenen Augen überzeugen, daß Ihnen Ihr Lottchen ungetreu ist. Warten sie an der Ecke der Thorstraße, und Sie werden sie mit dem jungen Lieutenant N. antreffen, mit welchem sie an einem sehr verdächtigen Orte ein Rendez-vous hatte. Er führt sie vermuthlich bis in ihr Haus, weil man vermuthet, daß Sie, mein lieber Graf, noch in R. sind. Dieses Mädchen ist in keiner Rücksicht Ihrer Achtung werth. Wollte der Himmel, daß Ihnen dieser Zufall die Augen öffnen, und Sie den Werth derjenigen kennen lernen möchte, die sie wahrhaft liebt.

Der Graf war rasend, als er dieses Billet las, und wartete die halbe Nacht an der Ecke der Thorstraße. Lottchen wollte schon um zehn Uhr nach Hause,

Rosalie hielt sie aber immmer unter den schmeichelhaftesten Worten zurück, und erst nach Mitternacht gegen 1 Uhr verließ sie die Gesellschaft. Lieutenant N. begleitete sie nach Hause. Als Lottchen über die Ecke der Thorstraße kam, fiel Friedenstein den Lieutenant gleich einem Wahnsinnigen an, versetzte ihm eine Wunde, und verstieß Lottchen auf immer von sich. Vergebens waren alle Betheuerungen ihrer Unschuld, vergebens entdeckte sie ihm die ganze boshafte Geschichte; der Graf hörte nicht. Rosalie triumphirte über ihren Sieg, und spottete des armen verwundeten Lieutenants. Sie verließ in den Armen des Grafen die Stadt, und reiste mit ihm nach England.

Lottchen war nun ohne Hilfe und Unterstützung, ganz dem Elende preis gegeben; sie wußte nicht, ob sie lebte oder träumte. An einem fremden Orte, ohne Freunde, ohne Unterstützung, wo sollte sie nun Hülfe suchen? — wo Freunde? Verzweiflungsvoll eilte sie durch die Straßen, und mit tiefem Gram im Herzen wandelte sie am Gestade der Donau, unschließig, ob sie leben oder sterben sollte. — Was soll ich länger leben, sagte sie, da mich der Treulose verlies, den ich liebte? Wo soll ich nun hin? Folgt mir nicht Verachtung und Schande? O Gott! wär ich doch nie entflohen! — o mein Vater, welche trübe Stunden wirst du vielleicht schon seit dieser Zeit verlebt haben! — —

Während Lottchen so mit sich selbst sprach, ging eine

Frau an der Straße vorüber, die einen Blick voll Mitleid auf sie warf. Was fehlt dir, schönes Mädchen! sagte sie; du bist traurig; Gram trübt deine Stirne, eröffne mir dein Herz! Mit ausgestreckten Armen fiel Lottchen dieser Mitleidvollen um den Hals, mit Thränen netzte sie ihren Busen, und erzählte ihr ihr ganzes Schicksal. Sie schien Antheil daran zu nehmen, und nahm Lottchen zu sich. Ich will sie nicht verlassen, sagte Sie, bis Sie mit Ihren Eltern wieder ausgesöhnt sind. In meinem Hause sind Sie wie bey Ihrer Mutter aufgehoben; trösten Sie sich, es wird Alles gut werden.

Nun däuchte sich Lottchen wieder glücklich; denn der Mensch im Elende ist demjenigen gleich, der in einen reißenden Strom gestürzt ist, mit den Wellen kämpft, jeden Zweig ergreift, den er erhaschen kann, und neue Kräfte erlangt, da er Rettung hoffet.

Lottchen kannte die Menschen noch zu wenig; sie wußte noch nicht, daß man auch unter einer sanften Miene betriegen könne; sie wußte noch nicht, was niedriger Eigennutz über die Menschen vermag. Die Frau, die Lottchen zu sich nahm, nannte sich Fernier, und ihre Sorge für Lottchens Wohlseyn, ihr aufrichtiges ungezwungenes Wesen ließ dem Mädchen gar keinen Zweifel übrig, daß Madam Fernier nicht die edelste der Frauen wäre. Vierzehn Tage verfloßen, seitdem sich Lottchen in der Fernier Hause befand: dieses Weib

hatte ihre Absichten, und glaubte durch Lottchen ihr Interesse befördern zu können.

Ein junger Engländer besuchte öfter die Madam Fernier, und so bald er Lottchen gesehen hatte, lüstert' es ihm nach dem hübschen Mädchen. Der junge Lord ward einer derjenigen, der die Frauenzimmer den Blumen des Frühlings gleich hält, die man bewundert, abpflückt und wegwirft. Madam Fernier sprach mit dem jungen Lord von Lottchen, und hoffte von ihm auf des guten Mädchens Unkosten Vortheil zu ziehen. Lottchen war diese Zeit über zwar zufrieden, allein die Traurigkeit, die in ihrem Herzen war, konnte die Zeit noch nicht vertilgen. Manchmahl saß sie um Mitternacht noch am Fenster und blickte zu den Sternen hinauf, die über den hohen Thürmen der Stadt schimmerten. Ihr Herz rief ihr jede selige Stunde zurück, die sie an der Seite ihres Geliebten genossen hatte. Noch glaubte sie ihn bey ihr zu sehen, noch fühlte sie seinen Händedruck, noch seinen Kuß. Da bemächtigte sich tiefer Gram ihrer Seele, sie fühlte, daß Alles ein Traum war, und versank oft in tiefe Schwermuth. Was habe ich nicht Alles gethan, rief sie auf, der Liebe wegen gethan, ich armes unbesonnenes Mädchen! — Ich verließ meine Eltern, mein väterliches Haus, und folgte nur dem Geliebten meines Herzens; und er hat mich so schändlich hintergangen! —— Gerechter Himmel! kannst du ein Mädchen so verlassen, das so innig, wie Lottchen liebte? O

ihr Männer! wie schändlich ist doch euer Charakter, wie entheiligt ihr die heiligsten der Empfindungen! — Betrüger! wenn ihr Lust zu betrügen habt, so betrügt doch einen Gegenstand, der eurer verrätherischen Herzen würdig ist! Ein Mädchen zu betrügen, das euch liebt, ist keine Kunst; es gehört weiter nichts dazu, als eine unverschämte, gefühllose Seele. — —

Es war am fünften des Maymonaths, da Lottchen eben so spät in die Nacht schwärmte, und schlaflos am Fenster lag, als sie jählings in ihren Betrachtungen gestört wurde. Madam Fernier trat ins Zimmer. Was machen Sie noch so spät, Lottchen! sagte Fernier. Sie verderben Ihre Gesundheit. Immer so traurig — — was nützt das? — Sie zerstören Ihre Schönheit. Genießen Sie die Jugend, liebes Mädchen! die Jahre kommen nicht mehr zurück. Sie könnten wohl noch glücklich werden. Wie gefällt Ihnen denn der junge Engländer? — Mich däucht, Sie sind ihm nicht gleichgültig.

Lottchen. Es mag seyn, auf mich aber machte er noch nicht den geringsten Eindruck.

Fernier. Nicht? warum nicht.?

Lottchen. Da müssen Sie mein Herz darum fragen; ich kann es Ihnen nicht erklären.

Fernier. Und der junge Baron, — und der Graf — und der reiche Banquier, der täglich zu uns kömmt: — sind Ihnen auch diese gleichgültig?

Lottchen. O ja, sehr gleichgültig.

Fernier. Das ist mir aber gar nicht lieb. Sie sind ein wunderliches Mädchen; Sie werden sich ja doch nicht einbilden, daß ich Sie immer so auf meine Kosten werde haben können. — Haben Sie an Ihren Vater wohl geschrieben?

Lottchen. O ja!

Fernier. Und noch keine Antwort?

Lottchen. Nein.

Fernier. Aufrichtig zu sagen, Mademoiselle, die Sache zieht sich sehr in die Länge. Ich habe Alles gethan, was ich für Sie thun konnte. Sie werden es wohl nicht übel nehmen, wenn ich Sie bitte, sich um einen andern Ort umzusehen. Die Verköstung wird von Tag zu Tag theurer, es wird jede Stunde härter zu leben. Sie werden es mir nicht übel nehmen.

Gott im Himmel! rief Lottchen, wie hab' ich mich an Fernier betrogen! Also war Kuppeley ihre Absicht? Von mir Gewinn zu ziehen, mich gleich einer Waare zu verkaufen — darin bestand ihre Güte. O ihr Menschen! so leitet euch nur Eigennutz. Gott möge es euch verzeihen. — Lottchen weinte die halbe Nacht über, und frühe am Morgen begab sie sich aus dem Hause der Madam Fernier, und hinterließ ihr diesen Brief.

Madam!

»Aus Herzensgrunde danke ich Ihnen für all Ihr gütiges Betragen; ich werde nie undankbar gegen Sie

seyn, und mein Vater soll Ihnen Alles wieder vergüten. Verzeihen Sie meiner unglücklichen Lage und meiner Denkart, daß ich Ihren Absichten nicht entsprechen konnte, und bedauern Sie ein unglückliches Mädchen. Der Himmel, der jede gute That belohnt, wird auch Ihre Großmuth belohnen.« —

Nun war Lottchen so arm wie eine Bettlerin; sie verließ die Stadt, und war fest entschlossen, zu ihren Aeltern nach N. zurückzukehren, allein es fiel üble Witterung ein; ihre Kleider waren bald durchweicht; müde und entkräftet von den Beschwerden der Reise, unterlag sie der Mühseligkeit des Lebens, und sank ermattet an einen Baum hin. Ein alter gutherziger Pfarrer, der noch spät seine Kranken besuchte, ging vorüber. Er fand das Mädchen, nahm die Unglückliche theilnehmend zu sich, und ließ sie von einem Bauer aus dem benachbarten Dorfe auf seinen Pfarrhof führen. Da wartete er ihr wie seiner Tochter, und söhnte das gute Kind mit ihren Eltern aus. Nach einigen Wochen erhielt Lottchen diesen Brief von ihrem Vater.

Du hast mir viele Sorgen gemacht, liebes Kind, und vielen Kummer; aber Alles sey dir verziehen, weil ich dich nur wieder fand. Ich kenne dein Herz, es war nie böse; aber Mangel an Weltkenntniß war die Ursache deiner Verführung. Hier überschicke ich dir Geld und Kleidung, und die Addresse an einen Kaufmann nach N. Dieser ist einer meiner besten Freunde, und

du wirst bey ihm so gut aufgehoben seyn, wie bey mir. In deine Vaterstadt kannst du nicht zurück, es würde zu viel Aufsehen machen, und deinem Glücke hinderlich seyn: auch kennst du deine Schwestern, du weißt, wie sie sind, sie würden dich mit Vorwürfen überhäufen. Führe dich bey meinem Freunde gut auf, und sey klug, und so werde ich deine Fehler wieder vergessen. Gib dem guten Pfarrer, wo du bist, diesen Brief, und bitte ihn, er möchte die Erkenntlichkeit nicht verschmähen, die ich ihm aus gutem Herzen schickte.

Dein

Vater.

Tausendmahl küßte Lottchen diesen Brief, und drückte ihn an ihren Busen. O mein Vater, rief sie, du bist so gut, so ganz gut, und ich konnte dich so behandeln; dich verlassen, Kummer über dein graues Haar sammeln — — o Verzeihung! es war nicht böse gemeynt: aber Irrwahn, Verführung waren Schuld an meinem Vergehen. — — Nun lief Lottchen mit ausgestreckten Armen zu ihrem Gutthäter, dem alten Pfarrer, gab ihm den Brief, umfing seine Knie, und netzte seine grauen Haare mit Thränen. Der edle Mann weinte selbst mit; denn sein Herz kannte keine andere Freuden als die Freuden der Menschlichkeit. Er traf sogleich alle Anstalten zu Lottchens Abreise nach N., überschüttete sie noch mit Segenswünschen, und schickte

sie in Begleitung eines rechtschaffenen Bürgers nach der Stadt.

Der reiche Kaufmann, der sich Ridling nannte, war bereits von Lottchens Ankunft benachrichtiget. Dieser Ridling war ein Handelsfreund von Lottchens Vater, und Handelsfreunde sind nicht immer Freunde des Herzens. Es waren eben drey junge Cavaliere in Ridlings Hause beym Spiele, als er den Aviso erhielt. Ridling war ein Mann, der sein Gewerbe verstand. Sein größter Gewinn bestand in Juwelen und Galanteriehandlung; er suchte daher immer die Bekanntschaft junger Edelleute oder reicher Bürgerssöhne, denen er mit einer ihm ganz eignen Beredsamkeit seine Waaren einzuschwätzen wußte. Ridling war vor Freude außer sich, als er den Brief seines Freundes las. Ein schönes Mädchen, rief er aus, zu mir in die Kost, das ist vortrefflich. Sein eigennütziges Gemüth schwärmte schon in der angenehmsten Phantasie; er sah sein Haus schon von jungen Leuten bestürmt, schon sah er seine halbe Boutique durch Absatz schöner Präsente für die junge Fremde ausgeleert; mit einem Worte, er berechnete schon den größten Gewinn, den nur ein Kaufmann machen könnte. Ridlings Freude war zu groß, als daß er sie seinen Gästen hätte verbergen können. Er umarmte die drey jungen Edelleute, die bey ihm waren. Messieurs! schrie er aus: ich habe euch eine Nachricht zu sagen, die alle Nachrichten übertrifft.

Die drey Fremden. Und was?

Ridling. Ein Mädchen. — O ein Mädchen — — schön, jung — —

Der Engländer. Und dieß Mädchen — —

Der Franzose. Eh bien!

Der Italiener. Cospetto i — —

Ridling. Und dieß Mädchen kommt zu mir ins Haus in die Kost.

Alle drey. Bravo! — Bravissimo! —

Nun wurde den ganzen Abend durch von dem Mädchen geschwätzt. Der Kaufmann säumte nicht, die Einbildungskraft dieser jungen Cavaliere auf das höchste zu spannen. Man brachte noch einige Bouteillen Champagner, und vertrank sie auf Gesundheit der Ankommenden. Es schlug 12 Uhr, und die Fremden verließen halb berauscht den guten Ridling. Dieser setzte sich aber um Mitternacht noch an sein Schreibepult, und stellte ein kleines Inventarium aller seiner Prätiosen her, die er mit der Zeit an die Fremden um gutes Geld anzubringen hoffte.

Er kalkulirte so: wenn es mir glückt, sagte er, so muß ich es dahin bringen, daß alle drey Fremde in das Mädchen verliebt werden. Dieses also vorausgesetzt, muß ich die Sache mit dem Mädchen so abkarten, daß Keiner vor dem Andern einen Vorzug erhält, und alle drey in der Hoffnung sie zu erobern leben. Nach und nach will ich ihnen schon zu verstehen geben, daß man ein junges Mädchen wohl mit Geschenken bezwingen

könne, wenn man sich's etwas kosten läßt, und da will ich meine Uhren, Etuis, Ohrengehänge rc. auskramen. Was der Engländer am Morgen kauft, muß mir das Mädchen Abends wiedergeben, und den andern Tag will ich es an den Italiener verhandeln; dann am Mittag will ich es dem Mädchen wieder abnehmen und Nachmittag muß mir's der Franzose bezahlen. So wird mir meine Boutique tausendfachen Gewinn tragen. Auch will ich sehen, ob ich es nicht dahin bringen kann, das Kostgeld von allen Dreyen zu erhalten. So eine Speculation wär' doch nicht zu verwerfen, denn da des Mädchens Vater das Kostgeld ebenfalls bezahlt, so hätte ich vierfachen Gewinn: ist noch immer ehrlich.

Ridling kalkulirte noch, als schon der Morgen anbrach. Er war noch unangekleidet, als er schon Besuch von den dreyen Fremden erhielt. Ist das Mädchen noch nicht angekommen? fragten sie Alle.

Ridling. Nein, noch nicht.

Der Franzose. Ma foi! wenn das Mädchen schön ist, so muß ich sie zur Maitresse haben.

Der Italiener. Signore, das werde ich nicht zugeben.

Der Engländer. Ich werde Alles thun, um dieses Mädchen zu besitzen.

Ridling. Geduld, meine Herren! das Mädchen soll selbst entscheiden.

Während sie noch so sprachen, kam Lottchen an. Sie wurde, wie eine Blume von diesen drey Schmet-

terlingen umflattert. Sie wußte nicht, was sie aus diesem sonderlichen Empfange machen sollte. Lottchen bezeigte sich sehr ernsthaft gegen diese zudringliche Schwärmer, und gab ihnen durch ihr Betragen deutlich zu verstehen, wie lästig ihr diese Gesellschaft war.

Ridling überhäufte die ersten Tage das Mädchen mit Schmeicheleyen, und sprach ihr nicht undeutlich zu, daß es ihm nicht unlieb wäre, wenn sie Einem von diesen Fremden Gehör gäbe; aber Lottchen wollte sich nicht dazu verstehen. Als die Fremden sahen, wie sie sich vergebens bemühten, kamen sie nicht mehr in Ridlings Haus, der sie ohnehin schon unter dem Vorwande, daß er für sie das Wort bey dem Mädchen sprechen wollte, um eine Menge Geld gebracht hatte. Nun war niemand untröstlicher als Ridling. Er zerriß vor Zorn die schönen Listen, worauf er schon seinen Gewinn berechnet hatte, und behandelte von nun an das Mädchen mit äußerster Härte.

Lottchen, die sich nicht vorstellen konnte, wie sie doch die Ungnade des Freundes ihres Vaters verdient hätte, grämte sich darüber aus ganzem Herzen, und weinte manche Nacht über Thränen des tiefesten Schmerzes.

Der Geitzige kann nicht empfindlicher beleidigt werden, als wenn er die Aussichten seiner interessirten Pläne vernichtet sehen muß. Er ist unversöhnlich, weil sein Herz nichts als Geld liebt, und nur Geld kann ihn wieder besänftigen. Hätten sich Lottchens Thränen

in Perlen verwandeln, und ihre Seufzer seine eisernen Kisten mit Gold füllen können, so würde sich Ridling mit dem guten Kinde leicht wieder ausgesöhnt haben; so aber war er unerbittlich.

Traurige Tage floßen für Lottchen hin, und sie wußte nicht, an wen sie sich wenden sollte. Eines Tages ging sie am Gestade eines Baches, und betrachtete die rauschenden Wogen, wie eine die andere verdrängte. So gehen Tage vorüber, sagte Lottchen traurig, so verdrängen sich die Stunden unsers Lebens — — O Gott! wenn doch auch die Stunden meines Lebens vorüber wären! — Ich bin ein unglückliches Geschöpf — in jeder Rücksicht unglücklich. Indessen Lottchen so ihren Gedanken nachging, begegnete ihr ein ehrwürdiger, alter Cavalier, der lange seinen Blick auf sie heftete. Er näherte sich mit Anstand, und es schien, als machte ihre traurige Miene tiefen Eindruck auf sein Herz. Es war Graf Ossin; ein Mann von Verdienst und edlem Herzen. Sorgfältig erkundigte er sich um ihr Schicksal, und nachdem er pünktlich unterrichtet war, erboth er ihr eine Freystätte in seinem Palais. Sie sollen meine Freundin seyn, sagte er, und ich will Sie, wie mein Kind versorgen. Rechnen Sie mich nicht unter die Zahl der Männer, fuhr er fort, die Alles versprechen, um ein Mädchen zu erwerben, und dann Alles wieder vergessen. Ich bin ein Mann von Ehre, kann wohl einer Schwachheit, aber nie einer Niederträchtigkeit fähig seyn. Ich bin alt, und fühle das Bedürfniß einer freundschaft-

lichen Unterhaltung in so mancher langweiligen Stunde. Ich werde Sie in jeder Rücksicht als meine Tochter betrachten, und Sie wie ein Vater behandeln. — —

Nun führte Graf Ossin das Mädchen zu dem Kaufmanne zurück, und entdeckte ihm seine Gesinnung, der um so weniger etwas entgegen einzuwenden hatte, als er schon wieder den Gewinn überrechnete, den er vielleicht von dem alten Grafen ziehen könnte. Graf Ossin, um einen Beweis seiner Großmuth abzulegen, errichtete auf der Stelle ein Instrument, und versicherte dem Mädchen ein ansehnliches Kapital zur Aussteuer, im Falle, wenn er sterben sollte.

Solcher Charaktere gibt es wenige: es liegt sehr viel Großes und Edles in solchen Herzen; ich kann so einen Mann nie ohne Ehrfurcht sehen, denn er ist eine bewunderungswürdige Seltenheit unter den Menschen. Die meisten Männer behandeln das Frauenzimmer auf eine ganz unedle Art, und der Mann ist immer verehrungswürdig, der die Achtung nicht mißkennt, die man dem Frauenzimmer schuldig ist. Graf Ossin zeichnete sich hierin vorzüglich aus.

Nun war Lottchen in seinem Hause, und wurde gepflegt, wie seine Tochter. Der Graf begegnete ihr mit Achtung, und bezeugte ihr durch sein ganzes Betragen, daß er ihre Freundschaft verdienen, aber nicht erkaufen wolle. Auch Lottchen liebte ihn wie ihren Vater, und angenehm waren die Tage, die sie in Ossins Hause genoß. Des Mädchens junges Herz öffnete sich

jedem Unglücklichen; Wohlthun und Elende unterstützen war ihre Freude, und der Graf schlug ihr nie eine Bitte ab, die sie für einen Unglücklichen gethan hatte.

Zwey volle Jahre verlebte sie in Ossins Hause, als sich eine unglückliche Stunde näherte, die die Ursache einer Folgenreihe von Jammertagen für das gute Mädchen wurde. Ein Junger von Adel verliebte sich in Lottchen. Er nannte sich Fiaro, und war Offizier. Oft schlich er vor Ossins Haus vorüber, wo Lottchen am Fenster lag; liebäugelte auf sie, und seufzte. Das Mädchen wurde es bald gewahr, und Fiaro's Zudringen schmeichelte ihrer Eitelkeit.

Wo ist wohl ein Mädchen, das frey von Eitelkeit wäre? Sie gehört zum weiblichen Geschlecht. Jedes Wesen hat sein Gutes und Böses, und wenn nur die Menschen dächten, daß auch manches Gute nicht seyn würde, wenn das Böse nicht wäre, so würden sie gegen die Fehler ihres Nächsten viel nachsichtiger seyn. Die Rose ist eine schöne Blume: aber sie ist weich und und hat Dornen; sie verwelkt leicht am Busen, und verletzet dich auch manchmahl: — hört sie aber dadurch wohl auf, eine Rose zu seyn? Ist sie minder schön für das Auge, minder erquickend für die Sinne? — — So sind auch Mädchen den Rosen gleich. Zärtlicher ist ihr Bau, schwächer ihr Herz; heftiger ihr Gefühl. Es liegt in der Natur dieser Wesen. Sie würden ohne diese Schwäche weniger sanft, minder reitzend seyn. Alle die

Staatl. Bibliothek Passau

Beschwernisse, die ihnen die Natur auflegte, setzten nothwendig einen weit stärkern Trieb zur Liebe, und eine schwächere Organisation voraus. Die Natur ist nicht ungerecht, wie die Menschen; wäre dieß nicht, wie würde dieses schwächere Geschlecht alle die Beschwernisse ertragen können, die ihm die Natur auflegt? Die Schmerzen, die die Natur mit der Geburt verband, machen einen heftigen Erzeugungstrieb bey ihnen zum Gesetz. Der schwächere Nervenbau ist nothwendig, um bald wieder angenehmerer Eindrücke empfänglich zu seyn. Davon ist der Leichtsinn des weiblichen Geschlechts eine nothwendige Folge, den man zwar in seine Schranken weisen, aber ihnen nicht zur Last legen muß. Wir Männer, die wir Alles für uns selbst gethan haben, die wir Gesetz und Recht zu unserm Vortheil schmieden, wir urtheilen ungerecht über die, die uns die Natur zu Gehilfinnen gab, setzen uns nicht an ihre Stelle und fordern oft Wirkungen von Dingen, die nicht in der ihres Wesens sind. Wenn wir des Wohlgeruches der Rose satt sind, so beschuldigen wir die Blume eines unangenehmen Eindruckes, den sie auf unser gesättigtes Gefühl macht, da wir doch das Unangenehme unserer Unmäßigkeit zur Schuld legen sollten. Wenn wir sie vom Stocke gerissen haben, so sind wir noch ungerecht genug, und fordern von ihr, daß sie noch so blühend seyn soll, wie am Strauche. Alles legen wir der Rose zur Last; nichts unserer beschränkten Einsicht.

— — O Philosophie! lehre den Menschen die Natur und sein Glück kennen.

Fiaro that alles Mögliche, Lottchens Herz zu erobern. Er sah, daß das Mädchen genau von dem Grafen beobachtet wurde, und dieses stählte seinen Muth, und machte ihn kühn in seinem Unternehmen. Es gibt eine Art von Mannspersonen, die das Äußerste für ein Mädchen wagen würden, wenn sie sehen, daß ihre Liebe mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist; sobald aber diese Schwierigkeiten überwunden sind, hört auch ihre Liebe auf. Unter diese Gattung Menschen war Fiaro zu zählen. Lottchen war zwar ihrem Freunde, dem Grafen Ossin, gänzlich zugethan, allein das Bedürfniß der Seele ließ doch noch eine große Lücke in ihrem Herzen unausgefüllt; — sie wünschte sich einen Liebhaber.

Lange Zeit konnte das Mädchen mit Fiaro nicht sprechen. Sein Eifer, sie zu sehen, sein Bemühen, nur einen Blick von ihr zu erhalten, schmeichelte dem armen Herzen des Mädchens, und erhitzte ihre Phantasie; sie wurde wirklich in Fiaro verliebt. Hindernisse trennten ihre Liebe nicht; sie wirkt nie stärker, als wenn sie durch die Phantasie wirkt; da ersetzt die Einbildung die Mängel der Wirklichkeit, und Schwärmerey treibt die Leidenschaft auf's höchste. Endlich gelang es dem unermüdeten Fiaro, eine Gelegenheit zu finden, das Mädchen zu sprechen. Er machte ihr seine Liebeserklärung; sie war kurz und feurig. Ewig schwur er ihr, sie zu

lieben, Alles um sie zu wagen, und Lottchen glaubte den Schwüren, und vergaß, daß die meisten Männer Betrüger sind.

Mädchen! traut doch nie der Sprache der Leidenschaft, sie ist Lüge — manchmahl unwillkührliche Lüge. Wenn unser Blut aufbrauset, unsere Sinne betäubt sind; wenn wir nichts als euch sehen, von nichts als von euch träumen, dann ist die Täuschung am höchsten, wir betrügen uns und euch in diesem unnatürlichen Zustande der Ueberspannung; und wenn diese Ueberspannung nachläßt, so werdet ihr keinen Ton der Harmonie mehr hören. So wenig ihr einem von Wein Berauschten glauben könnt, so wenig dürft ihr auch dem Liebeberauschten glauben. Es ist ein Rausch, und wenn der Betrunkene zu Verstand kömmt, weiß er kein Wort mehr von dem, was er gesagt hat. So geht es Liebenden. Wenn unser Blut wieder still wird, wenn das Bild unserer Einbildung verschwindet, so verschwindet auch unsere Liebe. Nur wenn Achtung und Freundschaft mit der Liebe verbunden sind, dauert die Liebe ewig; dann geht das schwärmerische Gefühl in Seelengefühl über, und heiterer werden die Empfindungen unserer Seele — der Sonne im Frühling ähnlich, wenn der Nebel des Morgens verschwindet.

Je mehr die Liebe Hindernisse hat, desto stärker wird ihre Kraft. So erging es dem Fiaro. Er beobachtete bald, daß das Mädchen wenig Freyheit hatte, und verdoppelte daher sein Zudringen, seine Bemühung.

Es gelang ihm endlich, eine Unterredung mit Lottchen pflegen zu können, und was je Liebe und Gefühl auf die Zunge eines Menschen legte — das Alles sagte ihr Fiaro. Mädchen sind immer leichtgläubig, und keine Stimme ist betrügerischer als die Stimme der Liebe. Lottchen glaubte jedes Wort, das Fiaro ihr sagte, seine Schwüre, seine heiligsten Betheuerungen. Noch waren nicht drey Wochen ihrer Bekanntschaft vorüber, als das Mädchen sich entschloß, ihre Liebe ihrem Freunde, dem Grafen, zu entdecken. Ossin billigte ihre Liebe nicht, denn er kannte den flüchtigen Charakter solcher Mannspersonen zu gut. Du wirst unglücklich seyn, sagte er, und das soll nie von Ossin gesagt werden, daß er Lottchen unglücklich werden ließ. Entsage dieser Liebe; es ist Phantasie. Wirst du einen Mann finden, der deiner würdig ist, so wird Ossin wie ein Vater für dich sorgen. Lottchen entdeckte Fiaro des Grafen Entschluß. Vergessen Sie mich, Fiaro, sagte sie, denn Sie sehen, daß der Graf unsere Bekanntschaft nicht billiget. Stören Sie meine Ruhe nicht länger, und zählen Sie ewig auf meine Achtung. Wie, erwiederte Fiaro, Du konntest mir mein Todesurtheil ankünden? Mädchen! ich werde Dich nicht verlassen, bey Gott nicht! denn nur Du bist Alles für mich. Welches Recht hat der Graf auf Dein Herz? Von Dir allein hängt es ab, einen Geliebten Deines Herzens zu wählen. Gib ihm das zurück, was er Dir gab — seine Ge=

schenke, seine Verbindungen; mache Dich frey, und sey ganz mein!

Das Mädchen war thöricht genug, der Versicherung Fiaro's zu glauben; sie entdeckte nochmahl dem Grafen ihre Leidenschaft, mit der Versicherung, daß sie lieber Alles verlieren, als dem Gedanken der Liebe entsagen wollte.

Graf Ossin machte dem Mädchen die dringendsten Vorstellungen, aber es war vergebens. Ich danke Ihnen für alle Ihre Wohlthaten, sagte sie, die ich ewig nicht vergessen werde; aber Fiaro ist Alles für mich, wird ewig Alles für mich bleiben. Fordern Sie meinen Tod; ich will mein Leben für Sie geben, aber Fiaro's Liebe zu entsagen vermag ich nicht. — — — Da nahm das Mädchen alle Geschenke, die sie von dem Grafen seit der Zeit erhielt, und die Verschreibung ihres zukünftigen Glückes gab sie ihm zurück, und entfloh die folgende Nacht darauf mit Fiaro.

Thränen standen in Ossins Augen über den Leichtsinn des Mädchens; er schickte ihr nach; aber es war vergebens. Er ließ öffentlich kund thun, daß er, ungeachtet Lotte in gewisser Rücksicht sich seiner Freundschaft unwürdig gemacht hat, doch Alles für ihr Glück thun würde, wenn sie nur zu ihren Eltern zurückkehrte. — Aber Alles war vergebens, Lottchens Herz hing ganz an Fiaro, der auch allen Schwierigkeiten trotzte, die man seiner Liebe entgegen setzte. Er flüchtete das Mädchen auf das Lustschloß eines seiner

Freunde, und Lottchen genoß dort das Vergnügen der Liebe in seinen Armen.

Fiaro konnte nun lieben ohne Hinderniß; Lotte war ganz sein; die Stunden verfloßen ohne Sorgen, und er hatte nicht mehr zu befürchten, daß man ihm sein Mädchen entreißen würde. — Allein, wie die Sorge abnahm, nahm auch Fiaro's Liebe ab. Sobald er nichts mehr um Lottchen zu wagen hatte, wurde sein Herz kalt gegen sie, und bald wurde sie ihm ganz zur Last. Durch Verwendung einiger seiner Freunde suchte er sich dieser weiblichen Bürde zu entledigen, und brachte sie zu einer Gräfinn im Auslande als Kammerjungfer in Dienste. Sie war eine Zeit da, und Fiaro's Liebe erwachte wieder. Er schrieb an Lotten, versicherte sie neuerdings seiner Liebe; das Mädchen verließ bald ihren Dienst, und eilte wieder in die Arme ihres Geliebten; aber auch da waren die sanften Stunden der Liebe bald vorüber. Fiaro wurde kalt, und verließ sie. Was wollte nun das gute Kind thun? Ohne Dienst, ohne Hülfe, den Gefahren der Jugend ausgesetzt — blieb ihr nichts übrig, als in das Haus ihrer Eltern zurückkehren; aber auch da fand sie keine Zuflucht, denn ihr Vater war wegen Fiaro's Liebe äußerst wider sie aufgebracht; er gab ihr seinen Fluch, und verschloß ihr sein Haus.

Ohne Hülfe, ohne Unterstützung wandelte sie nun wie eine Verlassene herum, und Gram und Elend waren ihre Begleiterinnen. Schrecklicher wurde ihr

Kummer, drückender ihr Drangsal, als sie fühlte, daß sie Mutter werden würde. Gott im Himmel! rief sie aus, auch dieses Elend noch für mich! Also ist's dir nicht genug, entsetzliches Schicksal, daß du mich ganz unglücklich machst, mußt du auch noch ein unschuldiges Wesen unglücklich machen, dem du das Daseyn gibst! Aber nein! dieses Kind, das unter meinem Herzen liegt, ist das Unterpfand von Fiaro's Liebe: hat er gleich die Mutter verlassen, so wird ihm doch der Säugling noch werth seyn; hat die Liebe keine Gewalt mehr über sein Herz, so wird doch die Natur noch ihre Rechte behaupten. — So schwärmte Lottchen, suchte Fiaro auf, und entdeckte ihm ihre Umstände: aber vergeblich behauptet die Natur ihre Rechte über das Herz eines Wollüstlings, der keinem andern Gefühle als dem thierischen Instinkt Gehör gibt; was kümmert ihn das Mädchen, das er elend gemacht hat? Er hat seine Absicht erreicht; die Folge macht ihm keinen Kummer.

O welche abscheuliche Geschöpfe sind doch oft die Männer! den liebenswürdigsten Theil der Menschheit, das edelste der Geschöpf, das wonnevollste der Natur — das Weib, können sie so behandeln — den Gegenstand, den die Gottheit für uns mit Reitzen erfüllt hat, ein liebevolles Mädchen, das ihre Arme um unsern Nacken schlingt, das für uns wie eine Blume im Frühjahr blühet, die Gefahren des Lebens mit uns theilt, und das Ungemach der Leiden erträgt, dessen

Schicksal tausendmahl härter als das Schicksal des Mannes ist; — das ihren Eltern entsagt, ihr väterliches Haus verläßt, sich unter das Joch der Gesetze des Stärkern schmiegt, Ehre und Leben — die schätzbarsten Güter des Menschen in die Hände ihres Geliebten gibt, die Beschwerlichkeiten der Schwangerschaft erträgt, die Schmerzen der Geburt leidet, manchmahl die Schmach und Verachtung der Welt erträgt, und über alle diese Leiden der Liebe wegen sich hinaussetzt — — so ein Geschöpf verdient nie niedrig behandelt zu werden. Schwäche kann der Fehler der Verführten seyn, aber nur Bosheit des Herzens der Fehler des Verführers, der die Verführte verläßt — verläßt in dem fürchterlichen Augenblicke, wo sie der Stütze am nöthigsten hätte. Ach! laßt mich mein Auge von den Auftritten wegwenden, die die Welt in diesem Punkte sieht; laßt mich die Grausamkeiten vergessen, die die Männer über den schwächern Theil der Menschen ausüben, und worüber die Gesetze noch keine Strafen gesetzt haben.

Fiaro war unerbittlich; selbst der Beystand einer der edelsten unter dem Frauengeschlecht, die sich für das unglückliche Mädchen verwendete, konnte sein Herz nicht bewegen; — Fiaro kannte weder die Mutter noch das Kind mehr.

Umstände lehren uns Menschen kennen, und die Art, Unglückliche zu behandeln, zeichnet den Charakter des Edlen aus. Merkwürdig in dieser Geschichte ist die

edle Dame, zu der Lotte in ihrem Unglücke Zuflucht nahm. Groß war ihre Seele, und ihr Herz voll Menschengüte; ohne Affektation that sie im Stillen Gutes, war nachsichtig gegen die Schwachheiten des menschlichen Geschlechts, und entschuldigte immer. Sie ist ewig die Freundinn ihrer Freunde; unwandelbar in ihren Gesinnungen, und probhaltend in der Gleichheit ihres Charakters. Täglich sich gleich, ist sie die angenehmste Gesellschafterin; immer beschäftigt, kennt sie den Werth der Zeit, verbindet mit der angenehmen Cultur ihrer Talente auch die so werthen Kenntnisse der wahren Häuslichkeit und Oekonomie. Gleich fern von Bigotterie und Freygeisterey, folgt sie den Gesetzen wahrer Religiosität, ist Philosophin, ohne es scheinen zu wollen, besitzt edle Kenntnisse, ohne damit zu prahlen. Mit diesen Eigenschaften verbindet sie einen edlen Anstand; hat Auswahl in ihrem Geschmacke ohne Uebertreibung, und mit der Annehmlichkeit und den Reitzen ihrer Bildung ist jenes gewisse: je ne scais quoi, verbunden, das ihr immer den Vorrang im Zirkel des Frauenzimmers geben wird.

Diese Dame war Lottchens einzige Freundinn in ihren unglücklichen Tagen; ohne ihr — was würde sie geworden seyn? — — Wohlthätig seyn ist noch der geringste Werth, aber die Art, wie man gegen Unglückliche gutthätig ist, zeigt die Größe der Seele. Einem Unglücklichen Gutes thun, ohne ihn sein Elend fühlen zu lassen, ohne dem Geschenke, das man

ihm reicht, den Werth beyzulegen, dieß ist Seelengröße, und hierin zeichnet sich die Dame vorzüglich aus.

Die Tage der Trübsale sind selten einzeln; meistentheils verketten sich mehrere Stunden des Kummers mit ihnen: so erging es dem armen Mädchen. Lottchens Vater hatte das Unglück, daß er in Verdacht fiel; er wurde von einigen seiner Feinde einer Kontrebande beschuldigt, und war gezwungen, als ein Mann von siebzig Jahren aus seiner Vaterstadt zu entfliehen. Er suchte Hülfe bey seinen verheiratheten Töchtern; aber sie waren kalt und unbewegt bey seinem Unglück, und unfühlbar bey dem Jammer seines Elendes; nur Lottchen war noch ganz seine Tochter. Dieses arme Mädchen empfing ihn mit offenen Armen und unterließ nichts, ihm die Tage seines Elendes zu lindern. Sie verkaufte Alles, was ihr noch übrig war, um den ehrenvollen Greis zu unterstützen.

Mittlerweile näherte sich die Stunde ihrer Geburt. Der liebevollste Knabe erblickte die Welt, und vermehrte Lottchens Kummer durch sein unglückliches Daseyn. Wer ein Herz hat, der schildere sich die Szene. Hier ein unglückliches Kind; — dort ein gränzlos elender Greis, und — hier ein verlassenes, geschändetes Mädchen — hingeschleudert ins Elend — verlassen, ohne Unterstützung — ohne Hülfe. In dieser traurigen Lage fühlte Lottchen erst die Größe von Fiaro's abscheulicher Behandlung. Der Anblick ihres Vaters, ihres Kindes, das seine kleinen Arme nach ihr aus-

streckte, machte ihr Vorwürfe, und sagte: wir würden nicht so elend seyn, wenn du deinen Gutthäter, den Graf Ossin, nicht verlassen hättest. Ach! rief sie auf, wie tief bin ich gesunken! Es war dir also nicht genug, grausamer Fiaro, daß du mich allein unglücklich machtest, du mußtest auch noch meinen armen alten Vater und mein Kind gränzlos elend machen! — Es war dir nicht genug mir meine Ruhe zu entreißen, du mußtest mir auch noch alle Unterstützung rauben, um mich in die Tiefe alles Elendes zu stürzen! — Ich hatte zu wenig Leiden, wenn mein Herz allein blutete, muß ich auch mein Kind und meinen Vater leiden sehen? So recht, Fiaro! frohlocke über deinen Sieg, du hast drey lebende Geschöpfe auf einmahl unglücklich gemacht; aber was thut das zur Sache? — es war ja nur Galanterie — — du liebtest ja das Mädchen nie — — du liebtest mich nicht. — Ehrloser! zehnmahl schwärzer ist deine That. Die Liebe kann eine Schwachheit begehen, und ein Menschenherz wird die Folgen dieser Schwachheit verzeihen: aber ein Mädchen unter dem Scheine der Liebe ganz unglücklich machen, das ist Abscheulichkeit, ein unverzeihliches Verbrechen. So jammerte Lottchen, und drückte ihr Kind an ihr Herz, das ganz das Ebenbild des Vaters war. Paul, (so nannte sie den Knaben) lächelte hold dem thränenvollen Auge der Mutter entgegen, und streckte seine unschuldigen Arme um ihren Hals, als wollte er für seinen Vater Vergebung erbitten. Lotte überhäufte

das Kind mit Küssen, und die Natur stimmte ihre Seele auf einige Augenblicke zu ganz sanftern Empfindungen. Sie stellte sich das Vergnügen vor, das sie fühlen würde, wenn auch der Geliebte bey diesem Auftritte wäre. Es däuchte ihr, Fiaro stünde vor ihr, und lächelte auf den Knaben. Erschrocken sprang sie auf, wollte das Schattenbild ihrer Phantasie umarmen, aber es war Betrug — Fiaro dachte an Lottchen nicht mehr.

O heilige Natur! wie weit bist du doch herabgesetzt; wie ist es möglich, daß die Menschheit so tief sinken kann! — Lieben und den Gegenstand seiner Liebe verlassen — so verlassen, daß er die Beute des Kummers und des Elendes werden muß; Kinder erzeugen und sich nicht mehr um ihre Existenz bekümmern — — welche Erniedrigung der Menschheit! — und doch ist diese Erniedrigung gewöhnlich. Wer zählt die Schlachtopfer der Wollust, die auf das schändlichste aufgeopfert werden! — Für Mörder hat der Staat Todesstrafen bestimmt, aber für Meuchelmord des Wollüstlings sind keine Strafgesetze geschrieben.

Der Himmel allein erbarmte sich noch des unglücklichen Mädchens. Der Freund der Unglücklichen — der Tod — schloß die Augen des alten Vaters, und trug sanft ihr Kind in den Schoos der Verwesung hinüber. Stumm und thränenlos war Lottchens Schmerz, denn das Gefühl der Natur behauptet bey guten Seelen ihre Rechte. Sie küßte ihr erblaßtes Kind, schmück-

te es zierlich mit Blumen, und legte ihm zum Hochzeitschatz Fiaro's Liebesbriefe ins Grab.

So weit geht Lottchens Geschichte. Der Himmel weiß, was aus dieser Unglücklichen werden wird. So viel ist gewiß, daß vielleicht alle künftigen Umstände ihres Lebens nur eine Kettenreihe trauriger Folgen von Fiaro's niedriger Handlung seyn werden. — — Unglück für ihn, wenn sein ehernes Gewissen den Schlaf der Vergessenheit fortschlummert, und wenn ihm in der Stunde des Todes das Bild der unglücklich gemachten Lotte erscheinen sollte.

Gute Mädchen! könnte diese Geschichte für euch alle eine Warnung seyn! Tief können wir sinken, wenn wir uns dem Leichtsinne unsers Herzens überlassen, und durch genaue Beobachtung eures Charakters fand ich immer, daß mehr Leichtsinn, als Bosheit die Ursache eures Verderbens ist. Lernet, ich bitte euch, die Männer kennen: ich kann zu eurem Glücke nichts besseres thun, als euch unsere ganze Denkart kennen lehren. Unparteyisch will ich sie hinzeichnen die Züge des Wollüstlings, denn, glaubt mir's, der größte Theil des Mannsvolks ist Wollüstling. Sie legen euch, gute Geschöpfe! nicht den Werth bey, den ihr verdienet; ihre Absicht ist Genuß — Heißhunger der Wollust, worüber dem gesättigten Herzen bald eckelt. Erkennet doch eure Würde, ihr Töchter Evens! groß ist eure Bestimmung, der unsrigen gleich; die Natur gibt euch das Recht, unsere Achtung zu fordern, erniedrigt euch

nicht selbst, erwäget, wie ungerecht euch die Männer behandeln; sie waren es, die die Gesetze schmiedeten, die euch brandmarkten, und alle Last des Lebens auf euch, den schwächern Theil, hinüberwälzten; — sie, die nun stärker seyn sollen, mißbrauchen eure Leichtgläubigkeit, tändeln euch die Schätze eurer Unschuld ab, und geben euch dann dem Elende und der Verachtung preis, wie ein Straßenräuber, der im Triumph mit seiner Beute davon zieht, und den Ausgeraubten den Unfällen der Zeit überläßt.

Wer eine Tochter hat, der zittere vor der Denkart unserer Zeiten: Je edler das Mädchen ist, je mehr Gefahren ist sie ausgesetzt, denn sie wird die Menschen nach ihrem Herzen beurtheilen. Sie wird die betrügerische Stimme des Wollüstlings nicht kennen, der ihr seine Liebe vorwinselt, um sie zu bethören. ——— Mädchen! trauet dem Manne nicht, der keine Achtung für euch hat, denn es ist Tücke in seiner Seele. Der wahrhaft Liebende erniedrigt den Gegenstand seiner Liebe nie. Erhaben ist sein Gefühl, und er legt Zärtlichkeitsbezeugungen den höchsten Werth bey, den sie verdienen. Das kostbarste, was ein Mädchen geben kann, ist ihr Herz, und wer es nicht unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist eures Herzens nicht werth. Ist es euch aber nicht um Liebe zu thun, ihr Kinder! und sind eure Sitten schon so weit verdorben, daß ihr nur Wollust suchet, so bedenket die Folgen, die euch bevorstehen. Verachtung der Welt; Verachtung selbst von denen,

die euch einer Waare gleich halten, die man kauft; die Erniedrigung, der man euch aussetzt; die Verhinderung eures eigenen Glückes; endlich die Folgenreihe unglücklicher Tage; — Schande, Armuth, Krankheit, Verderben. — — O du! wer du auch immer bist; wenn du auch schon so tief gesunken wärest, sammle deine letzten Kräfte, und erhebe dich wieder zur Würde deines Geschlechts; entfliehe dem Flitterleben, das dich mit Schande umgibt; arbeite, und ist es auch nur schwarzes Brod, das du verdienest, so ist doch der Brocken, den du speisest, nicht mit Schande vergällt, und Verderben und Armuth breiten nicht ihre Flügel über dein elendes Lager. Suche Hilfe, du wirst noch Menschen finden, die dich unterstützen: aber so bist du einem Aase ähnlich, das aus der Gesellschaft des menschlichen Lebens hinausgeworfen ist, und woran sich Raubthiere weiden, bis sie es verzehrt haben.

Charakterschilderungen nach Originalien.

Mirmon.

Mirmon ist der Sohn eines reichen Mannes; er hat also Geld, und berechnet den Werth eines Menschen nach seinem Beutel. Sein Vater hielt ihm Hofmeister und Informatoren, die monatlich ihren Sold zogen: aber der Junge lernte nichts von ihnen, weil man ihm immer sagte, daß er Alles um Geld haben kann. So erwuchs er, und nun muß er reisen — — nicht um sich Kenntnisse zu sammeln, sondern um in fremden Ländern zu zeigen, daß der Sohn des reichen Mirmon in der Welt ist. Er reist nach Paris, hat einen Kammerdiener, der sein Kuppler ist, und der ihm Mädchen zubringt, wie ein Kartoffelhund. Seine Zärtlichkeit verhält sich daher nach dem Ansehen der Waare, und den Werth eines Mädchens schätzt er nach dem Werth des Geldes, das sein Diener von ihm begehrt. Wenn du mich liebst, sagt er, geb' ich dir fünf Dukaten; sagt

aber sein Kammerdiener, es sey zu wenig, so gibt er nochmahl so viel, und berechnet den Grad der Liebe seiner Schönen nach der Summe, die er ihr aufzählte. Dorimene, der er zehn Dukaten bezahlte, glaubt er, liebe ihn mehr, als Ismene, denn dieser gab er nur fünf. Was Redlichkeit, Ehrlichkeit, Eingezogenheit und Tugend ist, kennt er nicht, denn er hat diese Waare noch nie gekauft. Er sagt einem ehrlichen Manne ins Gesicht, daß er seine Frau liebe, und handelt mit ihm, wie mit einem Affenhändler. Er glaubt gar nicht, daß es Beleidigung sey, denn er hat ja nur gekauft. Wenn ein Mädchen seinen Antrag verlacht, so kann er nicht glauben, daß dieß tugendhaft sey, denn er kennt die Tugend nicht: er glaubt, er habe ihr zu wenig angebothen, er verdoppelt daher die Dosis, und erhält er wieder nichts, so schreibt er dieses als einen Vorfall in seine Schreibtafel, den er nicht verstehen kann.

T u r p i n.

Turpin kam früh zum Militär, und weil er ein sehr feuriges Temperament, aber wenig Beschäftigung hatte, so verfiel er auf den Gedanken, sich blos mit Mädchen zu unterhalten. Er gleicht einem Naturalien-Sammler, der sich um Alles erkundigt, was in seinen Kram taugt: daher ist sein Sack immer voll Fern-

gläser, um rings herum alle Schürzen zu begucken. Um zwölf Uhr geht er täglich in die Kirche; er weiß genau die Stunde der galanten Andacht. Da kommt er nicht, um zu bethen, sondern um Alles zu lorgniren. In seiner Rechten hat er das Fernglas, und in der Linken seinen Stock, und stemmt den Arm an die Seite. Nach der Messe besucht er die öffentlichen Spaziergänge; Abends das Theater. Da steht Turpin unter der Thüre mit Einigen von gleicher Denkart, und nun wird jedes Mädchen und jede ehrliche Frau auf das schändlichste durchgelassen. Er gründet seinen Ruhm darauf, daß er die gefährlichste Klippe sey, woran alle weibliche Tugend scheitert, und hechelt die Weiber abscheulich durch. Wenn er mit einem Frauenzimmer zu reden kömmt, so ist Alles pöbelhaft und niedrig. Heut grüßt er ein Mädchen, das er nie kannte, am Fenster, und erzählt seinen Kammeraden, daß er täglich zu ihr ins Haus komme. Ein anderesmahl sieht er eine ehrliche Frau, und erzählt, daß er ihren Mann zum Hahnrey gemacht habe. Mit einem Worte: er ist einer der niederträchtigsten Menschen in Rücksicht auf das Frauenzimmer.

Eugenie Brandfort.

Wie leicht ist es nicht, ein Herz zu besigen, das so viele Schwächen darbiethet, — ein Herz, das so schwer dem Reitze der Schmeicheley, der zauberischen Suada täuschender Schwüre, — so schwer dem Wunsche, zu lieben und geliebt zu werden, widersteht! — Das weiche, unbefangene Herz eines jungen, unerfahrnen Mädchens — wie leicht wird es die Beute eines Mannes, den eine glückliche Bildung den Augen der Schönen vorzüglich liebenswürdig macht! — Und doch — — o Schande den Feigen! — Doch nehmen sie auch noch niedrige List zu Hilfe — legen Fallstricke, und lauern im Hinterhalte, wie der Meuchelmörder, auf den arglosen Wanderer im Gebüsche. Kein Kunstgriff ist dem verführenden Wollüstlinge zu niedrig, kein Unternehmen zu abscheulich, wenn er nur seinen Zweck erreicht. — — —

Gute Mädchen! wie gefährlich ist euer Loos. Natur und Kunst vereinigen sich oft vergebens, euch des höchsten Glückes würdig zu bilden; die edelste Erziehung, die herrlichsten Anlagen eures Geistes vernichtet oft eine unselige Stunde, wo ein schmeichelnder Verführer sich eures schwachen Herzens bemächtigt. Euer ganzes Lebensglück liegt in der Hand des Mannes, der euch Liebe schwört, und dem ihr glaubt. — O wie schrecklich,

wenn er falsch schwört! — Wenn seine Zunge von Liebe spricht, und schändliche Wollust aus dem lüsternen Blicke flammt! — Oder wenn Liebe die glänzende Hülle ist, darin er seinen Eigennutz verbirgt! — O wie oft gebt ihr mit eurem Herzen eure Ruhe, mit der Hand das Glück eures Lebens hin! — Ein Bösewicht schleppt euch zum Altare, um der berechtigte Verschwender eures Vermögens, der Tyran eures Herzens zu werden. Ihr werft euch glückträumend in die Arme eines Verräthers, der euch für eine Waare ansieht, die er eingehandelt hat, und euch wieder verkauft, wenn er Gelegenheit findet. Mädchen! überall gibt es Ynkle's.

Eugenie war die Tochter eines königlichen Beamten. Die Familie war schon seit vielen Jahren in großem Ansehen, und es schien, das Glück habe seine Gunst als ein ewiges Erbe diesem Hause vermacht. Die vielen Verdienste, die sich Eugeniens Voreltern um den König und das Vaterland erworben hatten, und ihre häusliche Tugenden verschafften den Sprößlingen der Brandfort allgemeine Achtung, die Eugeniens Vater durch seine Rechtschaffenheit und gemeinnützige Anstalten bis zur ungetheilten Liebe des Volkes zu erheben wußte. Brandfort ließ es also an nichts fehlen, seiner Eugenie die bestmöglichste Erziehung zu geben, und sie mit dem Glanze in der Welt auftreten zu lassen, den er seines Hauses würdig achtete. Bis in ihr siebzehntes Jahr ward Eugenie der Sorge einer ihrer Verwandten anvertraut, die die Stelle derjenigen an ihr vertrat,

die ihr der Tod schon in den Jahren der Kindheit entrissen hatte.

Eugenie erschien nun in vollem Reitze der aufblühenden Natur, und die Lebhaftigkeit ihres Geistes, die liebenswürdigste Einfalt eines guten, stets wohlwollenden Herzens machte sie zur angenehmsten Gesellschafterin. Was ihr Blick verlangte, bestrebten sich Alle zu erfüllen, und was ihre holden Lippen im Zaubertone der sanftesten Bitte befahlen, war ein heiliges Geboth, das Niemand zu brechen wagte. Eugeniens Vater verjüngte sich in dem Anblicke seines Kindes wieder; Alles, was er besaß, Ehre, Ansehen, Vermögen, hatte nur in Rücksicht Eugeniens einen Werth in seinen Augen. O wie glücklich, sagte Brandfort immer, bin ich, daß ich Alles das besitze, womit ich das Glück meiner Tochter machen kann.

Er fing bereits an, einen festen Plan zu entwerfen, der ihm mit der glücklichsten Zukunft für Eugenien schmeichelte. Eugenie ist in den Jahren, dachte Brandfort, wo sie einen würdigen Mann mit dem Besitze ihres Herzens zum glülichsten Sterblichen machen kann; wo aber auch Hunderte sich um ihre Hand bewerben werden, die ihr Herz nicht verdienen. Ich schaudere vor dem Gedanken, wenn sie die Beute eines Unwürdigen werden sollte: — Gott! lieber will ich mein Vermögen all in den Händen gieriger Räuber, lieber mein Leben in der Hand eines unbarmherzigen Meuchelmörders sehen, als daß mir mein Kind ein schändlicher Ver-

führer entreißt. Nein, ich will sie frühzeitig verwahren, und sie in den Armen eines Edlen vor den Nachstellungen feiger Betrüger sichern. — Dieß war sein Gedanke, und er reifte schnell zum unerschütterlichen Vorsatze.

Zu wenig bekannt mit den Bedürfnissen der Liebe eines jungen feurigen Mädchens, leitete die graue Erfahrung seinen Blick nur auf Verdienst und Würde. Es muß ein Mann seyn, dem ich meine Tochter schenke, sagte Brandfort, der meine Achtung ganz verdient. Ein Mann von Ehre, den seine Tugend liebenswürdig, seine Verdienste der Verehrung werth machen, die die Nation von jeher meiner Familie zugestand. Seine Wahl fiel daher auf Stender, dessen Vater einst Brandforts Busenfreund war. Stender war auch wirklich der Mann, der ganz den Hoffnungen Brandsforts entsprach. Seine Talente, seine ausgebreiteten Kenntnisse, und sein unermüdetes Bestreben für die Ehre seines Königs und das Beste des Vaterlandes hatten ihm den Beyfall des Monarchen und die Liebe des Volkes zugesichert. Er begleitete schon seit einigen Jahren eine ansehnliche Stelle mit der ausgezeichnetsten Achtung, womit er sich ein noch viel glänzenderes Glück zu machen versprechen konnte. Stender war jetzt ein Mann von nahe an dreyßig Jahren, voll männlichen Ernstes, ganz mit der Würde des großen Mannes begleitet. Sein Umgang war fein, und zeigte überall die edelsten Gefühle. Er hatte für das schöne Geschlecht die vollkommenste Hochachtung; aber eben diese Ehrfurcht machte, daß er sich

immer in einer gewissen, schüchternen Entfernung hielt, und leicht nach seinen strengen Grundsätzen die Grenzen zu überschreiten glaubte, die der Wohlstand dem Mannsgeschlechte bezeichnet. Sein Herz war nicht auf den ersten Blick zu gewinnen, kein plötzliches Licht einer glänzenden Schönheit überraschte es; er sah Eugenien, er fand sie schön, aber er forschte auch nach ihrem Geiste und der Tugend ihres Herzens. So ein Mann war Stender; freylich der würdigste seines Geschlechts, der liebenswürdigste in den Augen, die über die Grenzen jugendlicher Liebe hinaussehen, und dort den Werth des Mannes finden, wo das Auge unerfahrner Mädchen nicht hinreicht: allein auf den ersten Blick zu bezaubern, ein Mädchenherz durch zärtliche Blicke, durch ein tändelndes Mienenspiel und täuschende Worte zu erobern, war Stender nicht gemacht. Er hatte schon einige Zeit Zutritt in Brandforts Hause, und war der zärtlichste Freund; Eugenie sah ihn, und all sein Wesen flößte ihr die höchste Achtung für ihn ein — aber von Liebe sprach ihr Herz noch gar nichts. Sie ehrte ihn, weil er der Freund ihres Vaters war — weil er würdig war, es zu seyn; — sie fand ihn groß, edel, seine Gesellschaft angenehm und weise, sie schätzte seine Verdienste, und wünschte ihn immer zum Freunde zu haben; aber mehr sagte ihr das Herz nicht. Ihr Blick suchte nicht den seinigen auf, glänzte nicht heiterer im Begegnen; ihr Herz wallte nicht dem seinigen entgegen; klopfte nicht stärker, wenn sie ihn sah; ihr Puls schlug

nicht heftiger, wenn sie ihm zur Seite saß; und kein sanftere Wonneschauder durchbebte ihre Glieder, wenn im Reihen sein Arm sie umschlang. Sie konnte ihn Stunden lang vermissen, und ihr Herz fragte nicht nach ihm; sein Kommen goß nicht überfließende Freude in ihren Busen, und sein Weggehn schmerzte sie nicht, ließ kein banges Sehnen im Herzen zurück; sie hielt ihn nicht auf mit allerhand vorgesuchten Wichtigkeiten, die man sich noch an der Thüre zu sagen hat, und ihr Blick eilte ihm nicht nach, wenn er fort war, und begleitete ihn nicht, bis er sich in der Ferne verlor.

Indessen war Brandfort doch sehr wohl mit Eugenien zufrieden. Er zweifelte nicht, daß Stender von Eugenien innigst geliebt wurde, weil ihr seine Besuche angenehm waren, weil sie gern in seiner Gesellschaft zu seyn schien, weil sie ihm von jeher mit der größten Achtung begegnete, und in seiner Abwesenheit seinen Verdiensten alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Dem guten Vater war das genug, um zu glauben, daß das Herz seiner Tochter fest an Stender hange, und er weinte Thränen der seligsten Freude, daß es ihm so glücklich gelungen, seine Eugenie bald als die Frau des edelsten Mannes zu sehen.

Nicht so gleichgültig blieb Stenders Herz. Eugeniens Schönheit gewann täglich neue Reitze in seinen Augen; die Lebhaftigkeit ihres Geistes erweckte den seinigen; das Edle ihrer Seele erfüllte ihn mit heiliger Ehrfurcht, und die Unschuld ihres Herzens ent-

zückte ihn. Mit jedem ihrer Blicke sog er neuen Zuwachs seiner Liebe ein, er vermehrte seine Besuche, und war doch oft verdrießlich über seine Geschäfte, die ihm nicht öfter zu kommen erlaubten. Er ward unruhig; nie eilte er mehr auf seinem Wege, als wenn er zu Eugenien ging, und war verwirrt, wenn er kam; er sah sie; sein Blick hing an dem ihrigen, und er wußte nicht gleich was er sprechen sollte. Die Stunden verschwanden ihm in Brandforts Hause, wie die wenigen Augenblicke eines seligen Traums, und er schalt die Zeit eine Betrügerin, die ihn boshaft um die Stunden der Wonne bevortheilte.

Brandfort und Stender gingen einst an einem Sommermorgen allein im Garten spazieren. Stender sprach wenig. Brandfort fing von Geschäften und Angelegenheiten des Staats an, aber Stender brach überall ab. Fast am Ende des Gartens stand eine Solitüde in einem Tannenhaine, die Eugenie zu ihrem Lieblingsort geheiligt hatte: dahin eilte Stender mit schnellen Tritten, und der alte Brandfort hatte Mühe ihm zu folgen. Eugenie hatte diesen Ort ihrer einsamen Wonnestunden mit Allem verschönert, was man niedlich und geschmackvoll nennen kann. In Stenders Augen hatte dieß mehr als irdischen Werth. O! Sie sind ein glücklicher Vater — der glücklichste, den ich kenne.

Brandfort. Ich schmeichle mir es zu seyn.

Stender. Sie sind's! Sie sind's! — Ihre Eugenie ist ein himmlisches Mädchen.

Brandfort. Aus ihrem Munde hör' ich das gern, Stender! — Sie ist mir auch ein Gut, das ich um keines in der Welt hingeben würde — und doch — doch einst hingeben muß.

Stender. Hingeben! — Wie? —

Brandfort. Ich muß doch auf Versorgung des Mädchens denken, und möchte sie gerne glücklich sehen. Das hat mir manche bange Sorge gemacht; aber nun — nun ist sie gehoben. Ich glaube den Mann gefunden zu haben, der ihrer werth ist.

Stender. Gefunden? — Wen? — —

Brandfort. Den Mann, der meine Tochter heirathen wird.

Stender. Heirathen! — Um des Himmelswillen — in diesem Alter — o bedenken Sie! —

Brandfort. O ich hab's sehr wohl bedacht. Hören Sie, Freund! Ich sah bey der Wahl meines Tochtermannes weder auf großen Reichthum, noch auf glänzende Titel; er sollte Mann seyn, und schön — schön wie die Würde des Mannes ist. Nun, den hab' ich gefunden — noch mehr, er ist überdieß noch reich, und steht in großem Ansehen.

Stender. Aber sagen Sie mir, wer ist dieser Glückliche, der einer Eugenie würdig ist?

Brandfort. Ein Freund von mir. Aber warum so viele Umwege! Die Freundschaft ihres Vaters,

die unsrige selbst, berechtigt mich, Offenherzigkeit von Ihnen zu fordern, die Sie auch von mir erwarten dürfen. Ich glaube mich und mein Kind nicht glücklicher machen zu können, als wenn ich ihr meinen theuren Stender zum Mann gebe. Aber gestehen Sie mir frey, haben Sie Neigung für Eugenien?

Stender. Was sagen Sie? — Ihr Ernst?

Brandfort. Vollkommen, Freund! — Eugenie liebt Sie, das weiß ich, und ich zweifle nicht — —

Stender. O nein! — zweifeln Sie nicht, ob ich Eugenien liebe! — Ich habe keine Worte, die Ihnen sagen könnten, wie sehr ich Eugenien liebe; aber fühlen Sie an mein Herz, edelmüthiger Freund! und fragen Sie es. Ich kenne kein größeres Glück, als Eugenien zu lieben, und von ihr geliebt zu werden. — — Stender und Brandfort umarmten sich beyde; Thränen der Freude hemmten ihre Sprache, aber ihre Herzen näherten sich einander, und wurden sich ohne Sprache verständlich. Indessen kam ein Diener, der Brandfort abrief; Stender ging einem nahe gelegenen Park zu, mehr träumend als wachend, und alle seine Sinne waren mit Eugenien beschäftigt. Dieser Tag des Lebens war ihm so neu, so fremd; er hatte noch nie so gefühlt, nie so gedacht, daß er noch am hohen Mittage unter Tannen und Fichten, wie im Labyrinthe, herumging, und eben so wenig von seinen Gedanken als vom Wege gekommen war. Er sah diese Welt nicht mehr, er glaub-

te sich in eine andere versetzt; und darin nur Eugenien um sich.

Brandfort's Freude war unbeschreiblich, und mit äußerster Ungeduld erwartete er die Stunde, seine Tochter zu sprechen. Es geschah noch diesen Tag. Brandfort kündigte Eugenien mit aller Feyerlichkeit der Freude das Glück an, das sie machen sollte; er sprach mit Enthusiasmus von den Vorzügen Stenders, und Eugenie, die ihn nicht minder schätzte, stimmte ihm bey; daß Eugenie nicht mehr verrieth, schrieb er der weiblichen Zurückhaltung zu, und verließ sie mit den zärtlichsten Vaterküssen. Eugeniens Herz war noch unbefangen; mit der Wichtigkeit dieses Schrittes, den sie machen sollte, ganz unb.kannt, und von jeher gewohnt, dem Willen ihres Vaters als einem unbrüchlichen Gesetze zu folgen, war sie, so wenig auch ihr Herz davon wußte, mit dem Antrage ihres Vaters zufrieden, und freute sich, weil sich ihr Vater freute. Auch wurde dadurch ihre Ruhe um so weniger gestört, da man die Vollziehung dieser Verbindung noch auf ein halbes Jahr verschieben mußte, weil Stender vorher noch einige dringende Familiengeschäfte zu berichtigen hatte. Eugenie sah daher diesen Zeitpunkt in einer noch sehr weiten Ferne, und so täuschte die ununterbrochene Heiterkeit ihres Geistes, ihr stets freudelachender Blick, und das schon gewohnte Bestreben, ihrem Vater zu gefallen, die freudetrunk'nen Augen des guten Alten, der eher an seinem eigenen Da=

seyn, als an der Liebe seiner Tochter gezweifelt habe würde.

Einige Wochen vergingen, und Brandfort segnete jeden verflossenen Tag, und sah freudiger dem kommenden entgegen, der ihm den glücklichen näher führte, an dem er seine Eugenie mit Stender am Altare sehen sollte. Und Stender — wenn die Liebe eben so mächtig machte, als sie Wünsche erzeugt — würde alle die Tage, die ihn noch so weit von dem beneidenswürdigsten Glücke entfernten, in eine Stunde, in einem Augenblick zusammengeschmolzen haben; nur das Glück, daß er täglich um Eugenien seyn konnte, machte ihm die Zeit noch erträglich. Allein je näher der gute Vater sein Kind dem Glücke zu seyn glaubte; je näher Stender den seligen Augenblick herannahen sah, von dem sein zweytes Leben anfangen sollte, je näher rückte die unselige Stunde, die auf einmahl den besten Vater aus seinem sanften Traume zu einem fürchterlichen Erwachen aufschreckte; die dem würdigsten Manne die freudigste Zukunft raubte; die das beste, liebenswürdigste Mädchen zum grenzenlos elenden Geschöpfe machte. —— O, was kann nicht eine einzige Stunde! — Sie ist nur zu oft die letzte unserer glücklichen Tage, und fängt eine Reihe von Jahren des martervollsten Lebens an. Schrecklich ist der Gedanke, daß uns oft der unbedeutenste, unschuldigste Schritt unsers Lebens ins Verderben führt! — — Eugenie wurde eines Tages zur Gräfin N. zur Gesellschaft eingeladen; die Gräfin wandte sich an

Brandfort, sie schätzte ihn sehr, und Brandfort verehrte sie als eine würdige Freundin. Brandfort nahm daher diese Einladung mit sehr viel Vergnügen an, und schmeichelte sich, Eugenien eine Freude damit zu machen. Eugenie erschien in einem Zirkel, der einer der glänzendsten der Hauptstadt war, aber ihre Gegenwart verdunkelte bald den Flitterglanz erborgter Schönheit; sie stand unter ihnen wie eine überirdische Gottheit, und wie eine solche wurde sie auch aufgenommen und verehrt. Der Neid der Schönen verstummte, und die jungen Herren vergaßen in dem Augenblick, was sie ihren Geliebten geschworen hatten, nun ganz von Eugeniens Reitzen bezaubert. — — Der bessere Theil des männlichen Geschlechts bezeugte Eugenien die höchste Achtung, und freute sich des Daseyns dieser Seltenheit unter den Schönen. Eugenie sah sie alle mit gänzlicher Gleichgültigkeit, bis auf Clerval; Clerval zog ihren Blick auf sich, und die seinigen verloren sich in Eugeniens Blicken. Er war jung, und verband mit der glücklichsten, reizendsten Bildung all das Verführende eines feinen Wollüstlings. Er hatte sich die Kunst zur Natur gemacht, und die schändlichste Lüge, die auf seinen Lippen schwebte, erhob seine Mienen- und Geberdensprache zur truglosen Wahrheit; das Feuer seiner Augen, der sanfte melodische Ton seiner Stimme lieh seinen Worten unwiderstehliche Reitze. Er betrog alle Schönen, und alle wünschten von ihm betrogen zu werden; sie drängten sich an ihn, und machten einander den Vorzug streitig, welche zu-

erst das Opfer seiner Leidenschaft werden sollte. — Er war gewohnt zu siegen; aber nun vergaß er alle die glänzenden Trophäen, und schämte sich sogar ihrer, seit er Eugenien sah. Das Feuer, das jetzt in seinem Innern aufbrannte, gab ihm doppelte Reitze; er sah die Unglückliche, und schon that er den schrecklichen Schwur in seinem Herzen, zu siegen oder zu sterben — den einzigen Schwur, den der Bösewicht in seinem Leben nicht brach. Er verachtete nun alle andere, und alle die glänzenden Schönheiten, die ihm bis jetzt seine Phantasie vorgemalt hatte, verschwanden auf einmal, wie die trüglichen Bilder der Nacht beym Erwachen des Tages.

Clerval war von einer ansehnlichen Familie, und die Jahre seiner ersten Jugend zeigten in ihm den hoffnungsvollsten Sprossen seiner würdigen Väter. Er hatte einen lebhaften, durchdringenden Geist, vorzügliche Talente, ein weiches, empfängliches Herz, das viele Güte zeigte, und äußerte in Allem die Anlage zu einem der edelsten Menschen. Allein Leichtsinn und ein frühzeitiger Hang zu Ausschweifungen, dem die Verführung ihre Hand both, machten bald das Ungeheuer aus ihm, das jetzt Clerval war. Seine Eltern starben, da er noch Kind war, und nun deckte ihn nicht mehr mütterliche Sorgfalt vor den Gefahren der Jugend; das scharfe Vaterauge drang nicht mehr in die Falten seines Herzens, spürte nicht mehr seinen Handlungen nach; Clerval war der Sorge gleichgültiger Verwandter und Vormünder, und bald sich selbst über-

lassen. Niedrige Menschen umgaben ihn, die die Gefährten seiner Ausschweifungen waren, und sich seine Freunde nannten. Aus Eigennutz streuten sie seinen Thorheiten Weihrauch, und führten ihn auf Abwege, die er selbst nicht würde gefundrn — ohne Führung zu gehen, nicht gewagt haben.

Cleval war erst seit einigen Wochen in der Hauptstadt. Sein Vermögen, das er auf Reisen verschwendet hatte, war bis auf eine sehr mäßige Summe zusammengeschmolzen, und dieser Umstand bewog ihn, in sein Vaterland zurückzukehren, um dort um eine ansehnliche Stelle zu werben, oder das Vermögen eines Mädchens zu freyen, das so unglücklich seyn sollte, in seine Hände zu fallen.

Cleval beobachtete genau, was in Eugeniens Seele vorging, und er verstand die stumme Sprache wahrer Seelengefühle; ihm entging keine der geheimsten Regungen des Herzens, die unmerkbarste Veränderung ihrer Gesichtszüge war ihm sichtbar; er entziffere den geheimen Sinn ihrer Blicke, und las darin jeden Gedanken, der in des Mädchens Seele aufstieg. Er sah ihre Verwirrung, die Eugenie nicht bergen konnte; eine gewisse Unruhe, die sich in jeder ihrer Bewegungen verrieth; eine geheime Kraft zog ihren Blick auf Cleval hin, und Cleval fesselte ihn durch den seinigen an sich. — Alles — Alles wurde an Eugeniens Herzen zum Verräther, und sagte Cleval'n: Eugenie liebt dich.

So mächtig nun Eugenie auf ihn wirkte, die ganz seine Seele eingenommen hatte, mächtiger wirkte noch die Kunst des schlauen Bösewichts. Die Natur mußte sich unter den Despotism der Verstellung beugen; er hielt mit aller Kraft an sich, nur funkelte sein Auge feuriger, und auf seinen Wangen glühte die Leidenschaft.

Der Abend ging vorüber, die Gesellschaft trat auseinander; Clerval benützte noch die wenigen Augenblicke, sprach mit Eugenien, und jeder Ton seiner Stimme setzte sich fest in ihrer Seele, jedes Wort grub sich tief in ihr Herz, und in gierigen Zügen trank sie tödtendes Gift aus seinen gefährlichen Blicken. Er verließ sie, Siegeswonne im Herzen tragend, und eh' er die Schwelle seines Hauses betrat, war schon der Plan gemacht, wie Eugenie das Opfer seiner Lüsternheit werden sollte. — Eine trübe Wolke unbekannter Traurigkeit verhüllte Eugeniens heitere Stirne, den Sitz lächelnder Unschuld; sie wurde nachdenkend, und wußte selbst nicht, was sie dachte; der Wagen rollte mit ihr fort, sie war auf ihrem Zimmer, aber noch besann sie sich nicht, daß sie zu Hause war. Sie däuchte sich immer noch in der Gesellschaft zu seyn, die sie so eben verlassen hatte, Alles war noch so lebhaft in ihrer Seele gegenwärtig, daß sie kaum ihren eigenen Sinnen traute, als sie sich auf ihrem Zimmer allein, nur in Gesellschaft ihres Mädchens, sah. Endlich schien sich die Macht der täuschenden Phantasie zu verlieren; der Saal, die

verschiedenen Personen verschwanden vor ihrem Auge, aber Clerval's Bild verschwand nicht. Er nahm jetzt den ganzen Raum ihrer Einbildung ein. Der Schlaf floh die ersten Stunden der Nacht ihre Augen, und die übrigen bis gegen Anbruch des Tages wurden verträumt — mit Clerval verträumt.

Die erste Visite stattete Clerval am Morgen der Gräfin ab, und die Unterredung war, wie leicht zu denken, von dem gestrigen Abend. Indessen wurde des ganzen Zirkels wenig mehr gedacht; nur Eugenie war allein der Gegenstand ihres Gespräches. Clerval sprach mit Enthusiasmus von ihrer Schönheit, von Vorzügen, die er noch nicht kannte, aber ihr doch gerne beylegte; die Gräfin scherzte über ihn, und er nahm alle ihre beißenden Witzeleyen mit Lächeln auf. Clerval wußte wohl, an wen er sich zu halten hätte, er kannte die Schwäche dieser Dame, und hatte sie daher zum Grunde seines Planes gelegt. Den Eindruck, den Clerval von jeher mit so unwiderstehlicher Macht auf das Herz der Schönen gemacht hatte, machte er auch auf die Gräfin, die bereits ein Frauenzimmer von dreyßig Jahren war, aber noch vielen Schönheiten von zwanzig den Vorzug streitig machte. Sie war schwach genug, sich diesem reitzenden Verführer aus einer aufwachenden Leidenschaft ganz zu überlassen, und Clerval war bey ihr bereits schon dahin gekommen, wo er bey Eugenien anzufangen wünschte. Er hatte gleich in den ersten Tagen seiner Bekanntschaft über das Herz und die Tu-

gend eines Frauenzimmers gesiegt, das ihm beyde selbst zum Opfer darboth, und das als ein Glück wünschte was Andere beweinten. Wär's Liebe gewesen, was die Gräfin Clervals Wünschen unterwarf, so hätte sie niemahl so niedrig seyn können, zu seinen schändlichen Absichten selbst behülflich zu seyn, denn wirklich übernahm sie die abscheuliche Rolle einer Kupplerin. Die Gräfin fuhr diesen Tag zu Brandfort, und sagte ihm die artigsten Schmeicheleyen über seine Eugenie. So sehr auch Brandfort sonst der Feind aller gleißenden Worte war, und eitle Lobeserhebungen verachtete, so hörte er doch gerne Schmeicheleyen, die seiner Eugenie gesagt wurden, und aus dem Munde, der Gräfin, die er für eine würdige Dame, und seine Freundin hielt, mußten sie doppelten Werth haben. Sie verstand nicht bloß die Kunst, eine Schmeicheley mit allem Anstand zu sagen, sondern sie wußte ihr auch durch die Annehmlichkeit ihrer Stimme, durch eine begleitende Miene, und ein sanftes Lächeln einen so unwiderstehlichen Reitz zu geben, daß man auch die unverdientesten Lobsprüche mit Gefallen hörte. Was brauchte sie mehr, um Brandforts Herz zu gewinnen — Herz und Sinne eines alten zärtlichen Vaters zu betäuben, dem seine Tochter Alles ist? Brandfort ließ in eben dem Augenblicke Eugenien rufen, und stellte ihr die Gräfin als seine würdigste Freundin vor, als die einzige, in derer Gesellschaft er sie immer zu sehen wünscht. Eine plötzliche Röthe verbreitete sich über Eugeniens Gesicht, als sie die Grä-

sin sah, die ihr aber nicht Zeit ließ, sich zu erhohlen, das Mädchen umarmte, und sogleich ihre beredsamen Lippen zu neuen Lobesverschwendungen öffnete. Sie bath auch diesen Abend, obwohl sie ihn ohne Gesellschaft zubringen würde, Eugenien zu sich, und Brandfort war es vom Herzen zufrieden.

Diesen Abend war der Zirkel nicht so zahlreich, nicht so glänzend, als den Tag zuvor, aber genug, daß Cleval zugegen war, er machte ihn in Eugeniens Augen zur glänzendsten Versammlung. Cleval wiederhohlte eben die Bemerkungen, die er den vorigen Tag gemacht hatte, und entdeckte mit lachender Freude, wie weit schon die Flamme in des Mädchens Busen um sich gegriffen habe. Aber noch verbarg er sich sorgfältig, und zeigte Eugeniens Augen den feinsten Wohlstand, Grazie in Ton und Geberden, den liebenswürdigsten Sterblichen. Er sprach mit mehr Feuer, wenn er mit Eugenien redete, und begleitete jeden Ton der Sprache mit einem noch bedeutenderen Mienenspiele.

So gingen mehrere Abende hin, und Eugenie sehnte sich jeden vergangenen Tag auf den kommenden, um Cleval wieder zu sehen. Endlich fand es der listige Verführer für gut, sich mehr zu nähern, und seine Hoffnung hatte ihn nicht betrogen. Schon hatte er ganz des Mädchens Herz, und — o wie wenig fehlt dann noch, daß auch die Tugend fällt! — — Schon sah Eugenie Stendern mit ganz andern Augen an; sie vermied ihn zu sehen, er wurde ihr äußerst gleichgül-

tig, seine Worte fanden keinen Eingang mehr in ihr Herz, seine Scherze waren fad, sein Ernst war ihr jetzt Pedanterie; er wurde bey jeder Gelegenheit mit Clerval in Vergleich gestellt, und verlor jedesmahl. Die Zeit rückte immer näher, da sie ihm ihre Hand geben sollte, und nun erst zeigte sich ihr diese Stunde in ihrer schrecklichsten Gestalt. Der Gedanke, einem Manne angehören zu müssen, den sie nicht liebt; und einen Andern verlassen zu sollen, marterte sie manche schlaflose Stunde, und machte ihr Stendern beynahe unausstehlich. Nur die Freundschaft und Achtung ihres Vaters, die Stender unbegrenzt genoß, hielt sie noch zurück, daß sie ihm nicht mit aller Kälte und Geringschätzung begegnete, und dieß war das erstemahl, daß sie sich Zwang anthat, und Verstellung lernte. Wie würde das arme Mädchen vor sich selbst erschrocken seyn, wenn es sich in dieser gefährlichen Lage ihres Herzens hätte sehen können! — Aber Clerval hatte sie zu sehr eingenommen, als daß sie ihrer selbst hätte gewahr werden können; er versäumte keinen Augenblick, sie mit dem Zauberbande, das sie umschlungen hatte, immer näher an sich zu ziehen; der Gedanke an ihn verschlang Tage und Stunden, und ließ der Verblendeten keinen Augenblick Zeit, über sich selbst nachzudenken.

Sie gestand ihm Liebe, so edel, so ungekünstelt, als das Herz war, woraus dieses unglückliche Geständniß floß; Clerval schwur ihr entgegen Liebe, er nahm Himmel und Erde zu Zeugen, und sagte ihr in einem

prächtigen Wortschmucke Empfindungen vor, die er nie kannte. Auftritte dieser Art waren ihm nicht neu; er hatte sich schon vorbereitet, und so würde jedes Auge, das nicht von Liebe geblendet gewesen wäre, an Clerval nichts als einen Spieler entdeckt haben, der seine Rolle trefflich studiert hat.

Von diesem Augenblicke an war es um Eugenien ganz geschehen. Von einer Seite zehrte die heftigste Liebe an ihrem Herzen, von der andern quälten es die kränkendsten Vorstellungen. Sie sah die nahe Verbindung mit Stender mit Todesschrecken vor sich, und wußte keinen Ausweg, keine Rettung. Lange konnten diese Unruhen, die in ihrem Innern vorgingen, nicht verborgen bleiben; sie verriethen sich nur zu deutlich an ihrem Gesichte, und fingen allgemach an, ihre Gesundheit zu zerstören. Brandfort sah mit äußerstem Schmerze, daß ein innerer Gram seine Eugenie zu verzehren drohe; er fragte sie täglich um die Ursache dieser Veränderung, aber nie konnte er eine befriedigende Antwort hören. Eugenie wagte es nicht, ihm die Geschichte ihres Herzens zu entdecken; dieß war das erste Geheimniß, das sie vor ihrem Vater hatte. Nur die Gräfin und Clerval wußten es außer ihr. O wie unglücklich, sagte sie einst zu Clerval, macht mich ihre Liebe, und ein Strom von Thränen erstickte des Mädchens Stimme. Unglücklich! erwiederte Clerval, das sollen Sie nicht seyn. Ich gäbe mein Leben hin, wenn

es Ihnen nur das Glück einer einzigen Minute verschaffen könnte. — Aber ich verstehe nicht — — —

Eugenie. O wenn Sie wüßten, Clerval! — — Ich gab Ihnen mein Herz, und bald soll ich meine Hand einem Andern geben — O, ich erlebe den Tag nicht! —

Clerval. Ist's möglich! — Was sagen Sie? — Nein, bey meiner Liebe — bey Eugeniens Liebe! Das geschieht nicht. Eh soll die Sonne aufhören, diesen Erdball zu beleuchten; eh soll ewige Nacht meine Augen umhüllen, daß ich diesen Tag nicht erblicke. Nein, ich lasse Sie nicht, himmlisches Mädchen! — Welch ein Arm ist stark genug, der mir meine Eugenie entreißt! Mein Glück hängt an dem Ihrigen, mein Leben an Ihrem, und eh will ich Alles — Alles, Alles verlieren, nur Eugenien nicht.

Eugenie. O Clerval! — Was vermögen Sie — was können wir beyde gegen ein Schicksal, das uns zuwider ist?

Clerval. Ihm Liebe und Muth entgegen setzen. Noch hängt es von Ihnen ab, einer Zukuuft zu entgehen, die Ihnen mit den bittersten Tagen droht, mich zum glücklichsten Sterblichen zu machen, oder mir das Leben zu nehmen. Wählen Sie, Eugenie! —

Eugenie. Ums Himmelswillen! Was kann ich — was soll ich thun? Will nicht mein Vater, daß ich mit Stendern verbunden werde? Und kann

ich dieser unglücklichen Verbindung anders entgehen als — durch meinen Tod?

Clerval. Nein, Eugenie! Die Liebe öffnet uns noch einen andern Ausweg. —— O folgen Sie ihm mit mir. Lassen Sie uns fliehen! Es kömmt ja nicht darauf an, ob wir in diesem oder in jenem Lande glücklich sind; genug, daß wir es sind, und uns lieben.

Eugenie. Clerval! — und Sie wollen mich zu einem Schritte verleiten, der mich lebenslang entehren würde? — Nein, nimmermehr! — Gott! mein Vater würde die Schande seiner Tochter nicht überleben.

Clerval. Nun so tödten Sie mich! nehmen Sie mir ein Leben, das ohne Sie keinen Werth hat, das ich aus Schmerz nicht mehr ertragen kann!

Mit diesen Worten raffte er sich schnell auf, und eilte hastig, wie verzweifelnd, davon. Eugenie wollte ihm nach; aber sie erreichte ihn nicht mehr; sie rief, aber ihre schwache Stimme drang nicht mehr zu ihm. Sie erschöpfte ihre Kräfte und sank ohnmächtig hin. Die Gräfin eilte herbey, und half ihr wieder zu sich. Eugeniens Schmerz ergoß sich in einen Strom von Thränen; die Gräfin schloß sie in ihre Arme, und Thränen, die leicht zu Geboth stehen, träufelten auch aus ihren Augen, und logen freundschaftliche Theilnahme. Sie wußte von Allem; aber sie selbst forderte Eugenien zur Standhaftigkeit auf, und tadelte Clerval's Antrag. Sie entschuldige ihn durch die Heftig-

keit seiner Liebe, und dieser Kunstgriff wirkte mehr auf Eugeniens Herz, als wenn sie alle Beredsamkeit verschwendet hätte, Eugenien zu diesem Schritte zu verleiten.

Diese Nacht war eine der qualvollsten für die arme Betrogene. Die schrecklichsten Bilder wechselten mit angenehmen Vorstellungen künftiger Seligkeit ab, die sie in Clerval's Armen genießen würde; Liebe schien die Oberhand zu gewinnen, aber bald sah sie ihren Vater wieder, wie er ihr in der Ferne mit thränendem Auge, mit zerauften Haaren nachsah, und seiner Eugenie rief. Gerade zur Zeit, als eines dieser fürchterlichen Bilder ihre Phantasie beschäftigte, trat Brandfort, den die Sorge um seine Tochter sehr frühe geweckt hatte, in ihr Zimmer. Eugenie erwachte mit einem heftigen Schrey, als sie ihn sah; Brandfort schrieb es dem plötzlichen Erwachen zu, das er durch sein Geräusch verursacht hatte, und ahnte noch nicht, was in dem Herzen des Mädchens vorging. Er überhäufte sie mit Liebkosungen, und kündigte ihr eine Lustparthie an, die er ihr zu Gefallen veranstaltet hatte. Die Gegenwart des Vaters verdrängte nun auf einige Zeit Clerval's Liebe aus ihrem Herzen, sein Anblick rief all die seeligen Tage wieder zurück, die sie einst mit ihrem Vater genossen hatte; sie schauderte vor dem abscheulichen Gedanken, diesen Vater fliehen zu wollen, dessen Herz sich nur mit dem Wohle seiner Tochter beschäftigt. Sie beschloß Clerval'n zu entsagen, ihn zu

fliehen, ihn zu vergessen. — — Mit zitternder Hand schrieb Eugenie an Clerval'n ihren Entschluß, und bath, beschwor ihn bey seiner Liebe, einen gleichen zu fassen. Clerval erbrach das Billet, und der Bösewicht lächelte. Er kannte die Schwäche des weiblichen Herzens zu gut, und seines war zu verdorben, als daß er darüber hätte bestürzt werden können. Ein artiger Roman! rief er aus; aber er soll sich doch noch mit Triumph enden.

Eugeniens Entschluß glich einem schweren Gebäude, das auf schwachen Stützen ruht; fürchterlich ist sein Schwanken, und die bange Erwartung des stets drohenden Sturzes erweckt Furcht und Grausen; die geringste Erschütterung wirft es zu Boden, und begräbt den Unglücklichen unter seine Ruinen. Eugenie vermied Clerval'n zu sehen; aber es gelang ihr nicht. Den folgenden Tag brachte ihr ein Mädchen der Gräfin ein Billet von Clerval'n und sein Bildniß. Eugenie brach mit zitternder Hand den Umschlag auf, und Thränen stürzten ihr aus den Augen, als sie Clerval's Bild sah. Die Liebe überhäufte sie mit Vorwürfen, und nannte sie strafbar. Der Gedanke an ihren Vater allein hielt sie noch zurück; aber ihr Entschluß hatte schon viel von seiner Stärke verloren.

Clerval fing an, auf die Macht der Liebe Mißtrauen zu setzen, und die Begierde raste doch unaufhörlich in seinem Busen. Was Liebe nicht vermag, soll Betrug zu Ende bringen, sagte er; und bald

hatte er eine List ersonnen, die ihm den unfehlbarsten Erfolg versprach. Er kannte Eugeniens unerfahrenes, leichtgläubiges Herz, und wußte, wie sehr sich oft der Mensch von Albernheiten hintergehen läßt, denen ein allgemeiner Volksglaube Würde und Ansehen leiht. Eine gewisse alte Frau genoß in Brandfort's Hause viel Wohlthaten. Ihr ganzes Geschäft bestand darin, daß sie den Leuten aus der Karte wahrsagte, und sie stand, dieser Kunst wegen, in einem vorzüglichen Ruf, besonders bey dem schönen Geschlechte, das aus natürlicher Neugierde und Mangel an Ueberlegung an solchen Künsten besonders Geschmack findet. Clerval ließ diese Betrügerin zu sich kommen, und mit einem Thaler war sie gewonnen. Er unterrichtete sie von Allem, was von dem ersten Augenblick, als er Eugenien sah, zwischen ihm und ihr vorgefallen war, und befahl ihr, dem Mädchen aus der Karte zu sagen, daß ihr ein großes Unglück bevorstünde; sie würde eine mißliche Heirath machen, und einem Andern, den sie liebt, und von dem sie wieder geliebt wird, würde die Verzweiflung das Leben nehmen. Allein sie könne das Alles verhüthen, wenn sie mit dem, der sie so unaussprechlich liebt, entfliehen wollte. Es würde in kurzer Zeit Alles gut gehen; sie würden lange und recht glücklich mit einander leben, und selbst ihr Vater, nachdem er seinen Irrthum eingesehen hätte, würde mit Freuden seine Einwilligung zu Eugeniens Wahl geben.

So unterrichtet ging die undankbare Verrätherin

in Brandforts Haus, und besuchte Eugenien, die in Gesellschaft ihres Mädches arbeitete. Sie fand gar bald eine Gelegenheit, ihre Wahrsagerey auszukramen, und spielte ihre Rolle mit all der Feinheit, die solchen Betrügerinnen, die im Solde des Aberglaubens und des Vorurtheils stehen, eigen ist. In der That, gnädiges Fräulein! sagte das einfältige Mädchen Eugeniens, es muß doch des Himmels Schickung seyn, der Sie nur durch Clerval glücklich machen will. — Ja, setzte die Alte hinzu, im Himmel ist Ihr Glück beschlossen, und nur ein feindliches Schicksal droht es zu vernichten; aber hören Sie die Stimme Ihres Herzens; es wird Ihnen am besten sagen, was sie thun sollen. — — Dieß war der letzte Stoß, der Eugeniens Entschluß gänzlich zu Boden warf. Die Liebe machte die gemiethete Lüge zum unfehlbaren Orakel; Vernunft und Tugend, Ehre und kindliche Liebe wurden zum Schweigen gebracht; der Aberglaube entschied. Die Alte bemerkte nicht undeutlich, welchen Einfluß ihre Betrügerey auf Eugeniens Herz hatte; sie eilte sogleich mit dieser erfreulichen Nachricht zu Clerval, um noch eine ansehnliche Belohnung von ihm zu erhalten.

Clerval war mit der Alten über die Maßen zufrieden. Er lohnte noch mit einem Dukaten ihren schwarzen, verrätherischen Undank, und ließ sie von sich. Nun wurde Alles zur Reise veranstaltet; Alles war beschäftigt, die unselige Stunde herbeyzurufen, die Eugeniens Unglück vollenden sollte. Unterdessen marterten Eugenies

Herz tausend ängstigende Zweifel; Vorwürfe bestürmten es von allen Seiten — bald Vorwürfe der Liebe, — bald wieder der Kindespflicht, der Ehre; ihr Herz hatte für Clerval'n entschieden; sie sah in seinen Armen das seligste Glück, weil sie es wünschte, weil die betrügerische Vorhersagung ihr damit schmeichelte, aber Freude pochte in ihrem Herz nicht, und überall verhüllte eine trübe Wolke banger Ahndungen den Blick in eine leichtere Zukunft. Eugenie wollte zur Gräfin; sie suchte im Schooße der Freundschaft Beruhigung. Schon war sie angekleidet, und wollte ihr Zimmer verlassen, als sie von Clerval'n dieses Billet erhielt:

Göttliche Eugenie!

Sie wollen es, daß ich Sie fliehe! — auch vergessen soll ich Sie — — aber nein, himmlisches Mädchen! das ist unmöglich — nie, in meinem Leben nie werde ich das können — auch jenseits noch nicht, wenn meine Seele, von allem Irdischen losgerissen, keinen Gedanken dieser Welt mehr fassen kann, wird sie doch Eugenien nicht vergessen.

Die Liebe macht mir ihren Willen zum heiligsten Gesetze; ich folge, so grausam auch Ihr Befehl seyn sollte — — ach! könnte ein Geboth grausamer seyn, als das, Sie zu verlassen? — — O befehlen Sie nur auch, ich soll mir den Tod geben, und es wird mir weniger schwer fallen. — — O Eugenie! Sie tödten ein Herz, das vielleicht allein des Ihrigen würdig ist — ein Herz, das sich so ganz für Eugenien

hingibt — für Eugenien blutet, und für Sie stirbt, und das sich doch noch freut, für Eugenien zu bluten, für Eugenien zu sterben.

Leben Sie wohl, und verzeihen Sie einem Elenden, daß er das Unglück hatte, auf Ihr Herz einigen Eindruck zu machen; — unsere ersten Blicke sprachen Liebe, ehe noch unsere Lippen einander Liebe gestanden — — Himmel! möchte ich doch das Alles vergessen können. — — Zum letzten Mahl — Eugenie! leben Sie wohl, hier sehen wir uns nicht wieder; aber dort — dort, wo Ihr Herz frey von Vorurtheilen dieses Lebens, das meinige wieder finden — sich an das meine anschließen wird! da wird die Liebe uns vereinigen, wo kein Zwang, kein grausames Menschenvorurtheil liebende Wesen trennet. Erlauben Sie, daß ich noch zum letzten Mahl sagen darf

Ihr

Cleval.

Eugenie las, und die angenommene Schwärmersprache einer verzweifelnden Liebe riß Herz und Sinne dahin. Mächtiger konnte der Schlag nicht seyn, der sie traf; Berge hätten über sie einstürzen, und der Abgründ der Erde sie verschlingen können, und sie würde ihren Tod nicht mehr gefühlt haben. Brandfort war nicht zu Hause, als dieses vorging; ein Geschäft nöthigte ihn auf einige Tage zu verreisen, und Stender hatte ihn begleitet. Eugenie war also ganz sich

selbst, der Macht der Liebe, der Gewalt eines unternehmenden Bösewichts, und der Niederträchtigkeit der Gräfin und ihres eignen Mädchens überlassen, die seine schändliche Gehilfinnen waren. Noch lag Eugenie im sinnlosen Taumel, als die Gräfin angefahren kam. Eugenie eilte ihr sogleich entgegen, als sie sie hörte, und hing an ihrem Busen. Nun entströmten Thränen ihrem Auge; nach einer kleinen Pause ihres stummen Schmerzes, war ihr erstes Wort, Clerval! Ach! theuerste Freundin! fing sie an, sagen Sie mir, wo ist Clerval? Führen Sie mich zu ihm; ich muß ihn sehen — — Gott! wenn er — o lassen Sie uns eilen; ein ganzes Greisenleben würde die Minute nicht ersetzen, die wir zu spät kämen. — —

Eugenie und die Gräfinn stiegen in den Wagen; schnell — ach zu schnell rollte er dem Hause zu, wo der abscheulichste Plan entworfen wurde, wo die Ketten geschmiedet wurden, die Eugenien an einen Betrüger — an ein ewig grenzloses Elend fesselten. — Clerval war da; er schien in tiefesten Schmerz versunken, und neues Leben zu beginnen, als Eugenie sich in seine Arme warf. Clerval! fing sie an, lassen Sie mich in Ihren Armen die Ruhe wieder finden, die Sie mir geraubt haben, und die ich außer Ihnen vergebens suche; das Schicksal zeigte mir eine glückliche Zukunft, und die Liebe bestätigt diese Vorhersagung. Ja Clerval! ich folge Ihnen, lassen Sie uns glücklich seyn,

in welchem Erdewinkel das Schicksal auch will, daß wir es seyn sollen.

Nun war es entschieden; der unauflösliche Knoten des Schicksals geschürzt. Die Nacht näherte sich allgemach, und die Stunde schlug, die die kurze Reihe der glücklichen beschloß, die Eugenie im Schooße der Unschuld verlebt hatte, und öffnete die weiten Thore eines unabsehbaren Elendes. Eugenie hatte es der Sorge ihres Mädchens überlassen, ihre Sachen in Bereitschaft zu halten, und diese vergaß nicht, wie es ihr Clerval befohlen hatte, Alles zusammen zu raffen, was sie an Kostbarkeiten finden konnte. Noch ehe der Tag anbrach, war Clerval mit Eugenien schon nahe an den Grenzen, und bald im ungestörten Genuße seines Raubes. Tigerfreude strahlte aus seinen Augen, und in seinem Herzen war Wolfeswonne über die glücklich errungene Beute.

Diesen Tag kamen Brandfort und Stender zurück, und — o welche Feder schildert den rasenden Schmerz des zärtlichen Vaters — wer den verzehrenden Zorn Stenders — wer die Wuth seines Herzens! Die Nachricht von Eugeniens Tod würde ihn niedergedonnert haben, aber die Gewißheit ihrer Entführung machte ihn rasend. Nicht zärtliche Thränen des sanften Schmerzes floßen aus seinen Augen; sie flammten von Zorn und Rache, und in seinem Herzen tobte wüthender Grimm. — Brandforts gebeugter Nacken ertrug diesen schweren Streich des Schicksals nicht mehr; sei-

ne Kräfte verließen ihn plötzlich, er sank zu Boden, und war von Sinnen.

Man wandte alle Mühe an, ihn wieder zu sich zu bringen, und erst am dritten Tage gelang es den Aerzten, ihn in einen bessern Zustand zu versetzen. Allein der Schmerz fraß unersättlich an seinem Herzen, und verzehrte seine letzten Lebenskräfte. Tag und Nacht flossen seine Thränen für Eugenien, und die Klagen des Schmerzes wurden immer mit Flüchen der Wuth auf den schändlichen Verführer unterbrochen. Alle Nachfrage um Clerval's Aufenthalt war vergebens; Eugenie war auf immer für ihren Vater verloren. Ein halbes Jahr würgte der Gram an Brandforts Leben; aber endlich schmolz das Häuflein seiner Tage zusammen, wie die falben Blätter eines kraftlosen Baumes, die der Sturm zerstäubt; und gieriger noch nagte der tödtende Gram an seinem Herzen, je näher die Stunde des Todes kam; — unersättlich war er; ich glaube, es schmerzte ihn selbst, bald nicht mehr an einem Herzen zehren zu können, an dem er so viel Nahrung fand. — —

Stenders Manneskräfte überwogen die Schwere seines Unglück; er genas nach einigen Monaten von einem hitzigen Fieber, die Folge dieses schrecklichen Schlages, der ihn betraf; allein die tiefe Wunde, die Clerval seinem Herzen schlug, war noch nicht verheilet; sie war der Sitz düsterer Melancholie, die ihn zum keuchenden Gerippe abhärmte. Kein Balsam heilet diese Wunden, und vergebens biethen die Aerzte alle ih=

rer Kunst auf; der Schmerz gräbt sich immer tiefer ein, und nur der Zeit ist es vorbehalten, ihn nach langen Jahren des Leidens zu stillen. Stender hatte durch diese Katastrophe eine solche Veränderung in seinem ganzen Wesen erlitten, daß er beynahe aufgehört hatte, der zu seyn, der er sonst war. Er verlor seine Heiterkeit und ward mürrisch und unfreundlich; er hatte nicht mehr das thätige Bestreben, nicht mehr den stets regen Wirkungsgeist, er ward unthätig, und zu keinem Geschäfte aufgelegt; mit äußerstem Widerwillen that er kaum das Nöthigste seines Berufes, und jeder Dienst, den er leisten mußte, machte ihn verdrüßlich — — sein ganzes Daseyn war ihm schwere Plage. Seinen Feinden — und deren hatte er sehr viele — war das eine erwünschte Gelegenheit; man stellte ihn bey Hofe als einen untüchtigen, nachläßigen Menschen vor, man verläumdete ihn, und dichtete ihm Vergehungen an, die ihn dem Könige verhaßt machen mußten. Mit aller Mühe konnten es seine wenigen Freunde kaum so weit bringen, daß er nicht als strafbar angesehen, und mit einer mäßigen Pension in Ruhestand versetzt wurde. Jeden Andern würde das äußerst gekränkt haben, allein auf Stendern machte diese Zurücksetzung keinen Eindruck mehr; schmerzendere Kränkungen hatten seine Empfindlichkeit schon gänzlich abgenutzt; für diesen Zufall hatte sie keinen Reiz mehr; sein Gefühl war stumpf, und sein Geist schlummerte in einer gewissen Betäubung; er sank unter der Last seiner Leiden kraftlos darnieder

wie der arme Landmann nach einem durchschwitzten Sommertag unter dem Schatten einer Linde schläft; er fühlt den Stich der Mücke nicht. Seine Freunde riethen ihm, zu reisen, um sich zu zerstreuen; Stender that es, und irrte seitdem in der Ferne herum; aber überall trug er sein Selbst mit sich, und der Schmerz verfolgte ihn von Ost bis West.

Unterdessen war Clerval mit Eugenien in London; er lebte mit ihr auf dem prächtigsten Fuße; aber allen Schimmer seiner Pracht verdunkelte ihre Schönheit; Eugeniens Werth fiel Jedem in die Augen, und Clerval ward von Allen als der vollglücklichste Sterbliche gepriesen. Dieß erhob seinen Stolz, und Eugeniens täglich sich erneuernde Reitze erhielten noch die Flamme seiner thierischen Liebe, daß sie nicht sobald, wie bey Andern, erlosch. Noch sagte er ihr täglich, daß er sie liebe, und noch sog Eugenie Wonne von seinen verrätherischen Lippen. Allein dieser Traum ihres Glückes wurde manchmahl durch den Gedanken an ihren Vater unterbrochen, der sie zu den schrecklichsten Vorstellungen weckte. Sie weinte viele Stunden des Tages und der Nacht, und Clerval konnte diese Thränen nicht trocknen; sie floßen aus einer Quelle, die zu reichhaltig war, und stets von neuer Rückerinnerung geöffnet wurde. Eugenie wagte es einst, ihrem Vater zu schreiben; aber Clerval hielt diesen wie all ihre andere Briefe zurück, damit man seinen Aufenthalt nicht erfuhr. Er hatte sogar einen fremden Nahmen angenommen, und

brauchte alle Behuthsamkeit, um nicht entdeckt zu werden.

Sieben Monate waren vorüber seit Eugeniens Flucht; sieben Monate durch sagte Clerval seiner Eugenie, daß er sie liebe; aber nun verschwand plötzlich der süße Traum des höchsten Liebesglückes, das Eugenie in Clerval's Armen zu genießen wähnte. Clerval sah ein Mädchen, die Tochter eines Kronbedienten. Sie war schön; aber Eugenien durfte sie nicht zur Seite stehen; ihre Reitze waren ihm neu; was brauchte die Unglückliche mehr, um Clerval zu gefallen, der sich sogleich in ihren Besitz wünschte! — So ist ein muthwilliger Bube im Besitz der schönsten Rose; er hat sie aus allen gewählt, und mühsam vom Stocke gepflückt; aber bald sieht er eine andere, minder schön, er wirft die erste verächtlich weg, pflückt auch die zweyte, tritt sie endlich beym Anblick einer dritten in Staub und verwüstet so Florens prächtigsten Schmuck. Auch Clerval fühlte nicht mehr als Bubenlust, und kannte Genüsse höherer Wonne nicht. — Er fing an gegen Eugenien kalt zu werden, und begegnete ihren zärtlichen Vorwürfen mit wildem Ungestüm; sie sah ihn viele Tage nicht, die er in Gesellschaften seiner Art verschwendete; nur dann bekam sie ihn zu sehen, wenn seine Börse leer war, und er frischen Vorrath zu neuen Verschwendungen hohlte. Das bare Geld war bald versplittert, und nun mußten auch Eugeniens Kostbarkeiten daran; Clerval wurde aber darum doch nicht

besser, betrug sich nicht anständiger gegen Eugenien; sie machte ihm ernstliche Vorwürfe über sein Betragen, und ihre Thränen, die in unaufhaltsamen Strömen floßen, bathen ihn oft manche Stunde vergebens um Wiederkehr. Clerval liebte Eugenien nicht mehr; sie ward ihm jetzt sogar überlästig und verhaßt, weil er sie als ein Hinderniß in seinen Ausschweifungen ansah. Er faßte den abscheulichen Entschluß, sie zu verlassen; — verließ sie — wie ein Straßenräuber den ausgeplünderten Wanderer. Eines Tages schlug er eine Spazierfahrt vor, und während der Abwesenheit waren schon Leute bedungen, die Alles ausraumen mußten, was kostbar war, und ohne Verdacht weggebracht werden konnte. Als es Zeit war, wieder nach Hause zu fahren, kam ein Gefährte Clerval's; sie umarmten sich als Freunde, und dieser ließ nicht nach Clerval'n zu bitten, ihm auf ein Landgut zu folgen, das etliche Meilen von der Stadt läge. Er habe mit einem Offizier eine Ehrensache abzuthun; der Gegner sey gefährlich, und bitte sich daher Freundes Beystand aus. Clerval gab sogleich sein Wort, so sehr auch Eugenie ihn bath, sich zu schonen; man fuhr nach der Stadt zurück; Clerval und sein Freund begleiteten Eugenien bis an die Treppe, und dann verschwanden sie. Es wurde Nacht, und Clerval kam noch nicht; Eugenie dachte all der erlittenen Beleidigungen nicht mehr, und ihre Liebe erwachte wieder; ihre zärtliche Besorgniß um Clerval's Leben ließ ihr keinen Augenblick Ruhe; sie wachte diese Nacht ängst-

lich durch, und mit heißem Flehen zum Himmel um Clerval's Erhaltung erwartete sie den Tag. Die Sonne stieg wieder am Horizont auf, sie brachte Leben und Freude der ganzen Gegend, aber Clerval'n brachte sie nicht, und in Eugeniens Seele war noch Schauder der Nacht. Auch der Tag verstrich unter bangem Harren, und Clerval kam noch nicht. Gott! rief Eugenie aus, der Unglückliche! er gibt sein Leben für einen Fremden hin, und vergißt, daß es seiner Eugenie gehört. — Ach Clerval! wie wenig gilt dir meine Liebe! — O mein Vater! ich habe diese Strafe um dich verdient, und dein Fluch trifft nun die Undankbare, die dich so leichtsinnig verließ. — Ein Strom von Thränen, der aufhaltsame Ausbruch ihres Schmerzes, hemmte die Sprache; sie fiel auf ihre Knie, und rang die Hände zum Himmel; dann ging sie in das Seitenkabinet, wo alle ihre Kostbarkeiten verwahrt waren. Das Bildniß ihres Vaters in Mignatur mit Brillanten besetzt, das ihr Brandfort einst zum Geburtstagsgeschenke gab, hatte unter allen den höchsten Werth für Eugenien; es war ihr unschätzbar, und in manchen einsamen Stunden, wo sie über ihren gewagten Schritt schmerzliche Reue empfand, küßte sie es, und flehte von ihm Vergebung ihrer Flucht. Auch dießmahl wollte sie dem Bilde dessen ihren Schmerz klagen, der ihr Alles war. Aber — wie erschrack Eugenie! — fort war es, und mit ihm Alles, was von vorzüglichem Werthe war. Alles war leer. Eugenie sank vor Schrecken darnieder. O der Undank-

bare! rief sie in einem Tone, der mit einmahl alle Schmerzen ihrer gekränkten Seele ausdrückte. — O Schändlicher! — Ich gab Alles für ihn, nichts war mir zu kostbar, und er — er gibt mich für eitel Waare hin. — Clerval's ganze Schwärze deckte sich ihr mit einmahl auf; sie wußte nun, daß er sie betrog, daß er sie schändlich verlassen hatte. Ihr Geschrey erscholl im ganzen Hause; ihre Gastwirthin lief herbey, und fand Eugenien in tiefestem Jammer. Eugenie gestand ihr mit Freymüthigkeit ihres Herzens das schreckliche Schicksal, das sie betraf, und glaubte ihren Kummer einem Herzen mitzutheilen, das eben so edel wie ihres fühlte. Aber auch da betrog sich die Arme. Die Wirthin war eines von den Alltagsgeschöpfen ihres Standes; sie schlug die Hände über den Kopf zusammen, schimpfte auf den verlaufenen Clerval, und sah mit wildem Blicke überall herum. Das ist entsetzlich, wie man angeführt wird, fing sie zu schreyen an; ich hätte goldene Berge auf den Herrn gebaut, und jetzt ist er wie ein Anderer — durchgegangen. Ja, wie wollen Sie mich denn nun bezahlen, Madame! ich kann meine Sache nicht verlieren. Meine Forderung beträgt dreyhundert Gulden, und die muß ich haben. —

Eugenie erstaunte nicht wenig; diese Sprache war ihr so fremde, als hörte sie einen Caraiben; sie hatte sich nie in dieser Lage befunden, und glaubte nicht, daß Menschen hartherziger seyn können, als das Unglück selbst. Sie stellte dem rohen Weibe Alles vor,

bath sie mit Thränen; aber nicht einmahl zum Mitleid konnte sie es bewegen. Sie rief ihre Mägde zu Hilfe, und plünderte Eugenien vollends aus. Ihr Kleidervorrath war der einzige Reichthum, den sie noch besaß, und diesen nahm ihr die Gefühllose, und befahl ihr, sogleich das Haus zu verlassen.

Unterdessen kam auch der Gastwirth dazu, den der Lärm seines Weibes hervorgelockt hatte; er sah Eugenien in Thränen, und sein Weib mit ihren Mägden beschäftigt, Eugeniens Kleider zusammenzupacken. Dieser Anblick bewegte ihn; er schalt nach seiner Sitte auf sein Weib, und hieß es innehalten. Madam! sagte er zu Eugenien, trösten Sie sich, vielleicht kömmt Ihr Monsieur wieder, und — ist er zum — — wird man auch noch Rath finden. Zu gleicher Zeit erblickte er einen Ring an ihrem Finger, auf den Eugenie, unbewandert in diesen Vorfällen, und ganz von ihrem Schmerze eingenommen, nicht gedacht, und den die Gastwirthin, deren Auge nur Geld suchte, selbst nicht bemerkt hatte. Da ist ja noch leicht zu helfen, fuhr er fort; Sie geben mir diesen Ring, und ich werde mich bestreben, ihn so gut als möglich an Mann zu bringen. Damit behalten Sie Ihre Kleider und bleiben, bis sich eine bessere Aussicht für Sie öffnet. — Der Mann war eben nicht gut; aber ehrlich. Er gehörte in die Klasse derjenigen, die sich gut genug dünken, wenn sie nicht geradezu Schurken sind. Er verkaufte den Ring um den Werth, den er hatte, zog

seine Forderung davon ab, und brachte das Uebrige Eugenien zurück. Er wies ihr ein kleines Zimmerchen im Hause an, und berechnete ihr genau, wie lang sie noch mit diesem Gelde unter seinem Dache wohnen könne. Beyde gingen beruhigt davon, und überließen Eugenien ihrem Schmerze. Acht Tage lebte sie so in dem erbärmlichsten Zustande; Kummer verbitterte ihre Speise, und Thränen mischten ihren Trank. Ihre Gesundheit wurde immer schwächer, und Schmerz und Reue stritten sich um ihr Leben. Sie sah, daß sie nicht lange mehr mit dem wenigen Gelde aushalten würde., und konnte statt Mitleid nichts als Härte und die schimpflichsten Begegnungen erwarten. Sie lernte jetzt erst alle die Bedürfnisse des Menschen kennen, deren Befriedigung so oft das Leben erschwert; die Sorge um Nahrung war ihr von jeher unbekannt; jetzt lernte sie sie unter den härtesten Umständen kennen. Sie hatte vor kurzer Zeit Bekanntschaft mit einer Frau gemacht, die ihr gegenüber wohnte. Sie und ihre Tochter nährten sich von ihrer Handarbeit; aber kümmerlich lebten sie dabey. Eugenie hatte ihr viel Gutes gethan, und sie so zu ihrer Freundin gemacht. Das Herz dieser Armen war gut; eigene Leiden hatten es fremde fühlen gelehrt, und zur edlen Theilnahme, zur Freundschaft und Dankbarkeit empfänglich gebildet. Sie bath Eugenien, bey ihr zu wohnen, ihren Tisch zu theilen, und unter den Fittigen der Freundschaft eine bessere Zukunft zu erwarten. Eugenie verstand alle Frauen-

zimmerarbeiten, sie nähte, stickte und zeichnete vortrefflich, und ihr edler Geschmack gab Allem, was sie machte, das Gepräge des Unnachahmlichen. Die gute Frau hatte einträgliche Kunden, und so brachten es Eugenie und ihre Freundin durch den Fleiß ihrer Hände doch so weit, daß sie stets vor Dürftigkeit gesichert waren.

So fremde, so unwillkommen dieser Stand immer Eugenien seyn konnte, so wurde er ihr doch bald erträglich; die Freundschaft erleichterte ihn, und Eugenie schien sogar darin Erhohlung von der Bürde ihrer Leiden zu finden. Sie vermied allen Umgang, außer den ihrer dankbaren Freundin, und ließ sich selten sehen. Die häusliche Stille dieses niedern Standes gewährte ihr eine lange vermißte Ruhe; sie schien jetzt in einem sanften Schlummer zu liegen, der auf eine große Ermattung folgt; — aber Gott! nur um wieder kräftiger zu neuem Jammer zu erwachen. Das Schicksal gestattete ihr eine kleine Pause — nicht zur Wohlthat; nein, nur damit ihr stumpfes Gefühl neue Reitzbarkeit gewänne, die wartenden Streiche desto tiefer zu fühlen. Ein halbes Jahr verstrich ihr, und sie hatte im Schooße der Freundschaft und Vergessenheit erlittener Kränkungen der Zeit die Tage nicht nachgezählt, die ihr nun ruhiger dahin floßen; nur manche trübe Stunde der Rückerinnerung umwölkte die heitere Stirne, und lockte noch einzelne Thränen hervor, die aber die Hand der edlen Freundin bald wieder

trocknete; die Wolke des Grams zertheilte sich auf Eugeniens Stirne, und ihr Auge blickte heller; die entferntere Schwermuth wich den süßen Gefühlen der Freundschaft harmonischer Seelen: — Allein diese besseren Tage rollten am Rade der Zeit dahin, und die Tage des Unglücks stiegen aus der untersten Tiefe des Elendes hervor, in zahllosen Horden.

Nicht lange, seitdem er Eugenien auf die niederträchtigste Art verlassen hatte, blieb Clerval mehr in London; er glaubte nicht, daß Eugenie diesen Verlust bloß beweinen, und nicht rächen würde, so schwarz war selbst diese schändliche That in seinen Augen; er verließ in wenigen Tagen London, und entführte Jenny Klendon (so hieß die Tochter des Kronbedienten, um die er Eugenien hingab) aus ihrem väterlichen Hause, um sie eben so unglücklich zu machen, als Eugenie mit ihm ward. Er schleppte seinen Raub nach einer der Hauptstädte Deutschlands, und schwelgte im Genuße der ausschweifendsten Wollüste; aber doch fanden seine unersättlichen Begierden kein Genüge. Die Wünsche eines Wollüstlings sind die unbändigsten; so schändlich, so widernatürlich sie aus seinem verdorbenen Herzen aufsteigen, eben so ungestüm fordern sie Befriedigung; ihre Macht überwältigt alles Entgegenstreben der Ehre, der Furcht vor Schande und Verachtung; sie kennen keine Tugend, kein Menschenrecht. — Welch ein abscheulicher Anblick ist das Bild des Wollüstlings! Die bilderreichste Einbildungs-

kraft ist nicht im Stande Züge zu erfinden, die die ganze Abscheulichkeit eines solchen Ungeheuers darstellten; — es ist ein unerreichbares Original der Hölle, das den verworfensten Teufel an Häßlichkeit übertrifft.

Bald war auch Clerval der unglücklichen Jenny satt; er hatte genossen, den Kelch der Wollust, den er in ihrem Besitze fand, in gierigen Zügen geleert; was blieb ihm nun mehr? — Liebe kannte er nicht — Liebe war sein Herz nie fähig zu fühlen, und Wohllust gleicht einem Tolltranke, der berauscht und in sinnlosen Taumel zu Boden wirft. Sobald das Feuer seiner Begierden erloschen war, das ihn für Jenny entzündete; sobald seine thierische Sinnlichkeit nicht mehr neue Reitze in Jenny's Umarmungen fand, verachtete er sie. Von der Zeit an begegnete er ihr mit der empfindlichsten Kälte, betrug sich gegen sie so niedrig, als immer das Herz eines schändlichen Verführers seyn kann. — Das ist eine traurige, und doch alltägliche Erfahrung, daß Verachtung die unzertrennliche Folge niedriger Wollust ist. — Ehrfurcht, Achtung sind nur mit wahrer Liebe verbunden. Achtung ist der Zoll, den auch der niedrigste Wollüstling der Tugend nicht versagen kann; aber sobald ein Mädchen sich hingibt, den Reitzen des Verführers, dem Glanze des Goldes unterliegt, erwartet sie Verachtung. Er wirft sie weg, wie ein aufgefundenes Stück glänzenden Stoffes, das nur auf einige Minuten das Auge des flatterhaften Kindes vergnügt. — O Mädchen!

wenn nichts im Stande ist, euch zu vermögen, daß ihr über eure Tugend wachet; — wenn Religion, Ehre und Ansehen der Gesetze euch nicht zurückhalten, so möge es doch der entsetzliche Gedanke der Verachtung. Denkt! der, dem ihr Alles hingebet, Alles aufopfert, was euch lebenslang glücklich macht, der gibt euch nicht nur dem Tadel der Welt, der Schande und dem bittersten Spotte preis — er selbst verachtet euch, wenn er euer satt ist; er sieht euch für Waare an, die nur so lang einen Werth in des Käufers Augen hat, als ihre Neuheit reitzt, und sie dann mit kalter Verachtung wegwirft, wenn es ihn nicht mehr gelüstet, Gebrauch davon zu machen. Wenn nur ein Funke vom Gefühle wahrer Ehre in einem Mädchenherzen ist, so muß es sich bey diesem Gedanken empören; eure Selbstliebe muß erwachen, euer Stolz die glatten Schmeicheleyen desjenigen verachten, von dem ihr eine so schändliche Begegnung zu erwarten habt. Ich glaube nicht, daß ein Mädchen seyn würde, das sich dem schaamlos in die Arme würfe, der ihr Alles voraus sagte, wie er gegen sie denkt: allein, braucht es denn das? — spricht denn nicht die Erfahrung statt seiner?

Ihr habt so manche eurer Gespielinnen täglich vor Augen; Schande der Welt und Verachtung ihres eignen Verführers machen sie wechselweise zu Gegenständen des Spottes und des Mitleids; sagt euch ihr Anblick nicht Alles, was eure ganze Seele gegen einen

solchen Bösewicht empören kann? — — und doch — doch könnt ihr noch den Worten eines Heuchlers trauen, der euch Liebe lügt! — Ja was noch mehr — selbst dem trauen, von dem ihr Beweise seiner Niederträchtigkeit vor Augen habt! — Glaubt ihr denn, daß der es ehrlich mit euch meyne, der eine Andere vor euch betrogen hat? — Nimmermehr! — In seinem Herzen rasen thierische Begierden, von seinen Lippen strömt Lüge; sein Auge lauert auf Beute, wie das Auge des Geiers. Der euch sagt, daß er euch liebe, von dem müßt ihr die unbegränzteste Hochachtung erwarten; die strengste Befolgung der Gesetze des Wohlstandes; zärtliche Sorgfalt für euer Wohl, und alle Behuthsamkeit, jeden Anschein zu vermeiden, der eure Tugend in den Augen der Welt verdächtig machen, und zu übler Nachrede Anlaß geben könnte; eure Unschuld muß ihm das kostbarste Kleinod seyn, und eure Ehre mit seinem Leben gleichen Werth haben; ist dieses nicht, tritt er aus den Schranken des Wohlstandes; zeigt er Gleichgültigkeit gegen Tugend und Ehre, oder kann er gar darüber spotten, so ist er ein Betrüger; glaubt mir, er liebt euch nicht; er wünscht über eure Tugend zu siegen, und belacht in seinem Herzen eure Leichtgläubigkeit. So feurig er euch jetzt in seine Arme schließt, so kalt wird er euch einst von sich stoßen; das Auge, das euch jetzt Liebe winkt, wird euch einst mit Spott und Verachtung ansehen; die beredten Lippen, die euch Liebe — ewige

Liebe schwuren, werden euch bald die kränkendsten Beleidigungen sagen — ja sogar eure Schande laut der Welt verrathen, denn wirklich gibt es auch so schamlose, niederträchtige Buben unter uns, die in allen Gesellschaften von ihren Siegen prahlen, und einen Ruhm darin suchen, jene Unglückliche auch öffentlich zu entehren. Vergebens fließen dann eure Thränen des Schmerzes — Thränen zu später Reue; seine Seele hat kein Gefühl dafür; er lacht ihrer; umsonst erinnert ihr ihn seiner Versprechungen, seiner Schwüre; das Herz des Wollüstlings kennt keine Verbindlichkeiten, und wie können eitle Worte eine verbindende Kraft haben, wenn das Herz nichts davon weiß? Er spottet eurer Klagen, und verachtet euch.

So ganz zu dieser Art von Nichtswürdigen gehörte Clerval. Jenny war ihm jetzt so gleichgültig, so verächtlich, als jedes andere gemeine Mädchen; sie hatte gar keinen Antheil mehr an ihm, als daß sie sich seinem Gedächtnisse an die Nahmensliste all der Unglücklichen anschloß, die die grenzlosen elenden Opfer seiner Begierden geworden sind. Schon hatte er beschlossen, Jenny eben so schändlich zu verlassen, als er Eugenien verließ, und was ihn sogar gegen sie erbitterte, war, daß er ihr nichts rauben konnte, denn Jenny hatte keine Juwelen und Kostbarkeiten, wie Eugenie, deren er jetzt mehr als jemahls benöthigt gewesen wäre, denn seine Ausschweifungen hatten beynahe Alles wieder eben so schändlich verschwendet, als er es geraubt hatte. Mißmuthig und

unentschlossen, saß er einst Abends im Kaffeehause und erwartete Gesellschaft seiner Art. Er sah eine Zeitung vor sich liegen; sonst nicht gewohnt diese Blätter zu lesen, nahm er sie jetzt aus langer Weile zur Hand, und sah sie flüchtig durch. O wären nur wenige Zeilen seinem Auge entgangen, oder hätte plötzliche Blindheit ihn unvermögend zu lesen gemacht! — aber das feindselige Schicksal Eugenien's wollte es so. Am Ende des Blattes fand er die Nachricht von Brandforts Tod, den Nachlaß seines ansehnlichen Vermögens, dessen er seine Eugenie zur Universalerbinn eingesetzt hatte, und die obrigkeitliche Ausschreibung um die Besitznehmerin dieses Vermögens. Wie vom Blitze getroffen, saß er bey dieser Nachricht; das Blatt entfiel seiner Hand, und fluchend sah sein Blick zum Himmel. — Verwünscht! fing er nach einer kleinen Weile an, daß ich nicht diesen Zeitpunkt erwarten konnte! — O ich Thor! ich verließ Eugenien, die Besitzerin eines so herrlichen Erbes, und lief einer Bettlerin nach! — Unseliger Augenblick, der mich von meinem so nahen Glücke entfernte! —

So klagte jetzt Clerval über sich und sein Schicksal; die Gedanken durchkreuzten sich im bunten Gewühle; Entwürfe und Aussichten von einem neuen glänzenden Glücke mahlten sich in seiner Einbildungskraft, und verschwanden wieder, wie täuschende Bilder im Schatten. So wenig ihn auch sein Verbrechen, das er an Eugenien begangen hatte, hoffen ließ, sie wieder zu erobern, blieb er doch immer bey dem Gedanken

stehen, einen Versuch auf Eugeniens Herz zu wagen. Aber wo soll er sie finden? — An welche Küste verschlug sie vielleicht ihr Schicksal im Sturme? Oder deckt sie vielleicht gar schon der Todeshügel? Diese Gedanken durchfuhren ihn wie tödtende Pfeile, und schienen ihm alle Hoffnung zu rauben. Er entschloß sich nach London zu reisen, um der Sache gewiß zu werden. In wenigen Tagen hatte er Eugenien's Aufenthalt erfahren; aber noch wagte er es nicht, sich ihr zu zeigen. Er war sich selbst zu abscheulich, als daß er nicht eben soviel von seinem eignen Selbst hätte fürchten sollen, als er von Eugenien hoffen konnte. Indessen begünstigte auch hier Eugenien's Unglück sein Unternehmen. In dem Hause, wo er sich verborgen hielt, und das in Eugeniens Nachbarschaft war, wurde er mit Frau Quickley bekannt — einem Weibe, das bey Lords und Ladies beliebt war, denn — — sie blickte durch den Schleyer der Zukunft, und sah, wohin das blöde Auge eines gewöhnlichen Sterblichen nicht hinreicht. Clerval erkaufte sich sogleich ihre Freundschaft um ein paar Guineen, und unterrichtete sie von seinem Vorhaben. Gott! sagte Frau Quickley: Ich kenne die Madam sehr wohl, bey der ihre Eugenie ist; sie kommt oft zu Lord O-Helly, von dem sie viele Arbeit hat. In das Haus komme ich nun täglich, und werde sie gewiß morgen antreffen. Da rücke ich dann mit meinem Spiele heraus, und werde ihr Wunder sagen. Ich habe ohnedem heute ein paar Stückchen erfahren, die sie nicht begreifen wird.

Ich sage ihr zuletzt auch, was Eugenie für Zufälle in ihrem Leben schon gehabt hat; daß jetzt das Schicksal mit ihr sich aussöhnen, und sie vollkommen glücklich machen wird. Der Ungetreue, der sie verließ, will ich sagen, ist schon auf dem Wege; er wird sich in wenigen Tagen zu ihren Füßen werfen, und Vergebung für sein leichtsinniges Verbrechen erbitten. — — Nun ist das nicht fein? — — Vortrefflich! rief Clerval, und wenn es gelingt — rechnen Sie auf meine Erkenntlichkeit.

Frau Quickley kam den andern Tag zu Lord O-helly; er empfing sie mit der wärmsten Freundschaft, denn sie war das untrügliche Orakel seines Hauses. Er drang sogleich in sie, ihm auf diesen Tag wahrzusagen; unterdessen kam auch Eugenien's Freundin, die der Lord um diese Stunde bestellt hatte. Sie wurde vorgelassen, und nachdem alle seine Fragen beantwortet waren, sagte er: Nun liebe Frau Quickley sagen Sie mir auch was von dem Leben dieser Madam, ihren Zufällen, und was ihr noch begegnen wird. — Die gute, arglose Frau erstaunte nicht wenig über die übermenschliche Wissenschaft dieser schlauen Betrügerin, hörte den größten Theil von Eugeniens Lebensgeschichte, gerade so wie ihr Eugenie selbst oft erzählt hatte, und endlich, wie glücklich noch die arme Betrogene werden sollte. O möchte das, rief die Gute im vollen Drange ihres edlen Herzens aus, möchte sie noch glücklich werden mit dem Undankbaren, der sie so schänd-

lich hinterging! — Sie eilte sogleich nach Hause zu Eugenien, und erzählte ihr in voller Hast, was sie gehört hatte. Morgen, sagte sie, liebe Freundin, müssen Sie selbst mit mir zu Lord O-Helly; ich bin doch begierig, ob Ihnen die Frau, die Sie nicht kennt, eben das sagen wird. — Frau Quickley ging zu Clerval, und berichtete ihm, wie gut sie ihr Gewerbe bestellt hätte. Er sagte ihr noch Einiges, was zur völligen Kenntniß Eugenien's gehörte, und beschrieb ihr auch ihre Person so genau, daß sie Jedermann auf den ersten Anblick hätte erkennen müssen. Eugenie und ihre Freundin kamen den andern Tag Tag zum Lord, und zur nähmlichen Stunde auch Frau Quickley. O-helly forderte sie wie gewöhnlich auf, auch diesem Mädchen Aufschlüsse über ihr künftiges Schicksal zu geben. Sie ließ sich einigemahl vergeblich bitten; aber endlich willigte sie ein. Sie haben wohl schon recht viel Unglück erlebt in Ihren jungen Tagen, fing sie zu Eugenien an; mein Gott! was der Mensch nicht Alles ausstehen muß! — — Aber getrösten Sie sich! der Himmel wird Ihnen günstiger; die fürchterlichen Gewitterwolken verschwinden, und heitere, glückliche Tage erwarten Sie. Und so fuhr sie fort, als läse sie Eugenien's ganzes Leben Wort für Wort aus dem Buche des Schicksals. Ist es wirklich so? fragte der staunende Lord Eugenien. Ja, erwiederte sie, Mylord! es ist leider alles nur zu wahr, und ein Strom von Thränen überschwemmte ihre holden Wangen.

O=helly hatte ein so gutes theilnehmendes Herz; er wurde gerührt, und versicherte Euenien seiner thätigsten Freundschaft. Eugenie kehrte wieder zu Hause, und die lange Ruhe ihres Herzens wurde jetzt auf einmahl wieder gestört.

Cleval, der von allem, was vorging, genau unterrichtet war, freute sich über den guten Fortgang der Sache, und übte sich indessen in der Meisterrolle, die er bey Eugenien spielen sollte. Er ging zu O=helly, der alle Fremden, die zu ihm kamen, sehr gastfreundlich empfing. Clerval gefiel ihm, und die Miene von Offenheit, die sich der listige Betrüger erkünstelte, hatte den guten Lord ganz für ihn eingenommen. Sie wurden bald Freunde, und Clerval entdeckte ihm mit allem Anscheine der kunstlosesten Treuherzigkeit seine Geschichte mit Eugenien, nur verschwieg er bedachtsam einige seiner schändlichsten Ausschweifungen, und die wahre Absicht, warum er Eugenien suche. Er sagte nichts von dem Tode ihres Vaters und dem hinterlassenen Erbe, damit seine Reise so ganz uneigennützig blos das Werk der Reue — das Werk der aufwachenden Liebe zu seyn schien. O=helly erkannte aus Clervals Beschreibung nicht undeutlich Eugenien; alle Umstände trafen zusammen, und er mahlte sich schon im Voraus mit den lebhaftesten Farben die Freude, die ihm die Wiedervereinigung dieser Beyden machen würde. Sie haben sie gefunden, glücklicher Clerval! rief er aus; nur wenige Stunden noch, und Sie werden

sie wieder in Ihre Arme schließen. — Er schickte sogleich nach Eugenien und ihrer Freundin, unter dem Vorwande einer dringenden Arbeit, und ließ Clerval'n unterdessen in einem Nebenzimmer warten. Er wußte bald das Gespräch auf Frau Quickley's Wahrsagerey zu leiten, und forschte in Eugenien's Herzen, ob es noch Clerval'n liebe. Aber es wäre doch sehr möglich, sagte O-helly, daß Frau Quickley Recht hätte; er könnte ja wiederkommen. — Was meynen Sie?

Eugenie. Ich weiß nicht; mein Herz ahnet — — aber es ist bange Ahnung.

O-helly. Aber wenn er käme — würden Sie ihm verzeihen?

Eugenie. Möge ihm der Himmel die Sünde so vergeben! — Ich verzeih' ihm gerne.

O-helly. Schön! edles Mädchen! Das macht Ihrem Herzen Ehre. Aber wenn er wieder kommt, so ist seine Rückkehr Folge der Reue — das Werk der Liebe — und Liebe fordert wieder Liebe. — — —

Eugenie. O ich hab' ihn nur zu sehr geliebt. — —

O-helly. Und Sie lieben ihn noch? — —

Eugenie. Noch! Ja Mylord! — Ich kann nicht mehr über ein Herz gebiethen, das er mit magischer Gewalt an sich riß. — Aber — vergeben Sie; ich muß mich empfehlen. Sie erwecken Erinnerungen, die mich wieder die Ruhe vieler Tage und Nächte kosten.

O-helly. Nein, vortreffliche Eugenie! das will ich nicht; ich will Ihnen die Ruhe und das Glück unzähliger Tage wieder geben. — Fassen Sie sich; Frau Quickley's Weissagung hat eingetroffen.

Bey diesen Worten öffnete er die Thüre; Cleval trat aus dem Zimmer, und stürzte zu Eugeniens Füssen. Sie erschrack, wie vor der plötzlichen Erscheinung eines Schreckenbildes der Nacht, und sank mit einem lauten Schrey zurück. —

Ich will diese Scene übergehen, denn sie ist unwürdig, meinen Lesern dargestellt zu werden, weil sie das blendende Trugbild eines listigen Bösewichts enthält. Eugenie, ihre Freundin und der gute O-helly würden getäuscht, und weinten Thränen der sanftesten Rührung, der innigsten Freude bey den falschen Worten eines Verworfenen, der Empfindungen lüget, und Heuchlerthränen nach Gefallen weinet.

O-helly feyerte diesen Tag als den festlichsten seines ganzen Lebens; er ließ eine prächtige Tafel veranstalten, und hielt Eugeniens Hochzeitfest. Cleval'n war es jetzt mehr um ihre Hand als um ihr Herz zu thun, denn in dieser lag der Gewinn seines unnennbar abscheulichen Bestrebens.

Bald reisten sie von London ab; Eugenie verließ mit den zärtlichsten Thränen ihre theure Freundin; mit bebenden Lippen gab sie ihr den letzten Kuß, und drückte sie nochmahl an ihr Herz. Schon auf halbem Wege erfuhr auch Eugenie den Tod ihres Vaters,

und den letzten Beweis, wie zärtlich er seine Tochter liebte. Cleval stellte sich ganz unwissend, und verschwendete den Strom seiner künstlichen Beredsamkeit, Eugenien über diesen Verlust zu trösten. Sie kam endlich mit Cleval in ihrer Vaterstadt an, und Alles bedauerte die unglückliche Eugenie. Ihre Verwandte machten ihr die bittersten Vorwürfe; sie erduldete sie gelassen, und schmeichelte sich mit dem Troste, in Clevals Liebe hinlänglichen Ersatz für alle erlittene Kränkungen zu finden. — O wie falsch war dieser Wahn! — Nicht ein Jahr verfloß, und Eugenie war unglücklicher als jemahls, Cleval verschwendete Eugeniens Erbe, und behandelte seine Gattin auf die grausamste Art. Ihre Verwandten suchten ihn einzuschränken, machten ihm Vorwürfe, und riefen, da ihr Bestreben vergebens war, selbst die Macht der Gesetze zu Hilfe; Eugenie suchte ihn mit den rührendsten Beweisen ihrer Liebe, mit zärtlichen Vorwürfen eines liebenden Herzens zurecht zu bringen; aber alle Versuche waren fruchtlos; alle Bemühungen, die man sich gab, ihn zu bessern trugen vielmehr bey, ihn zu verhärten.

Verfolgt von der Liebe seiner Gattin, bestürmt von den Klagen und Vorwürfen seiner Verwandten, bedroht von den Gesetzen des Staats, entbrannte Höllenwuth in seinem Herzen; Mordlust schwellte seinen Busen, und Verderben war sein Gedanke. — Fluch der beleidigten Menschheit hatte ihn hingerissen zu der schwärzesten That. Er vergiftete Eugenien. Man erfuhr

es noch zur Zeit, aber alle Sorge, ihr Leben zu erhalten, war fruchtlos, in einigen Stunden starb sie den gräßlichsten Tod, und ließ dem Nichtswürdigen das traurige Pfand für ihr Leben zurück. Die Gesetze verurtheilten ihn ebenfalls zum Tode — eine Strafe, die selbst für den ersten Gedanken seines Verbrechens zu gering war.

So unglücklich starb das edelste, beste der Mädchen, das die Natur zum seligsten Daseyn ausgestattet hatte; betrogen von den Schmeicheleyen erdichteter Liebe; hintergangen von niedriger List — das Opfer des Aberglaubens und ihres unschuldigen Herzens.

Der Sieg der Standhaftigkeit.

Ja, süße Gefährtin unsers Lebens, o Hoffnung! du, die du mit zärtlicher Freundeshand Balsam in die Wunden gießest, die das Unglück unserm Herzen schlägt, und die Leiden lange harrender Liebe linderst, du, Tochter des Himmels! du stiegst in Gesellschaft der Liebe zu den Sterblichen nieder, um Unglückliche in ihrem Kummer zu trösten, und die Schmerzen zu mindern, die ihnen die Liebe macht. — Einzige Trösterin der Menschen, schmeichelnde Hoffnung! du geleitest den Sterblichen in die Todesgefahren der Schlacht, in unwegsame Wüsten, und auf den tobende Fluthen des

Meeres: unser ganzes Leben hindurch verläßest du deiner würdige Herzen nicht; auch wider Willen dringest du dich oft in ihren Busen, erhebst ihr Gefühl, entflammest ihre Einbildungskraft, und versetzest ihre Seelen in das Zauberreich schwärmerischer Ideen. Du stärkest den Menschen zu muthvollen Thaten; er fliegt auf deinen Schwingen über ungeheure Gebirge von Hindernissen, und blickt kühn in den grausen Abgrund, der sich ihm öffnet. Aber mächtiger wirkt dein Zauber nicht als in der Liebe, und wirksamer ist deine Hilfe nicht als in Herzen, die lieben. Du schmeichelst, jede spröde Schönheit zu erobern, jede flüchtige Coquette zu fesseln, denn du räumst dem muthigen Kämpfer alle Hindernisse aus dem Wege, die er übersteigen will. O es ist ein wonniglich süßer Traum, der Traum freudiger Hoffnungen, der den Werth der Wirklichkeit weit überwiegt; er lohnt den Sterblichen jeden Augenblick mit Glück von Jahrhunderten.

O ihr, die ihr diese Geschichte leset! wenn unübersteigbare Hindernisse den Gegenstand eurer Liebe weit von euch entfernt halten; wenn eine zärtliche, aber unglückliche Liebe euch nichts als die Aussicht in eine jammervolle Zukunft darbiethet, o so werfet euch in die Arme der alltröstenden Hoffnung, die euch nie verläßt! — Vielleicht nur ein Augenblick, ein günstiger Zufall, der den Gegenstand in eure Arme liefert, nach dem ihr euch sehnet! Nie — ach nie ergreife Verzweiflung eure Seele — am wenigsten in der Liebe; das

Schicksal der Sterblichen ist wandelbar, und am Rade der Zeit ist der unterste Punkt der erste wieder, der emporsteigt.

Wer unter den Sterblichen fühlte mehr die Streiche des Schicksals? wer hatte sich mehr über eine Härte zu beklagen, als Salvador, der Sohn des Königs der Inseln von Ceylon? — In einer Nacht verlor er seinen Vater, seine Famile und sein Königreich. Die Pontugiesen, die diese Inseln entdeckt und erobert hatten, schickten ihn als ihren Gefangenen nach Lissabon, um dort neue Leiden zu erfahren, die ihm die Liebe bereitete.

Unter allen den Großen, die dazumal am Hofe Lissabons glänzten, war keiner, der sich mehr duch vollommene Achtung, und ein freundschaftliches Betragen gegen Salvador vorzüglich auszeichnete, als Almodovar; er bewarb sich am meisten um die Freundschaft dieses unglücklichen Königsohns. Almodovar war reich, mächtig am Hofe; er war stolz und ehrgeizig, von einer strengen Tugend; glaubte sehr leicht das Böse vom Menschen, war der Feind seines Jahrhunderts und der Menschen. Leicht sah er in der unbedeutendsten Handlung ein Verbrechen, und glaubte nicht, daß andere Menschen auch der Tugenden fähig seyn könnten, auf die sein Herz stolz war.

Er warb um die Stelle eines Vice-Königs in Indien und in der Hoffnung, daß ihm Salvador einst in seinen Absichten dienlich seyn könnte, wandte er Alles an, sich ihm

zum Vertrauten zu machen, und es kostete ihm auch wenig Mühe, diese Absicht zu erreichen. Es liegt in der Natur der Unglücklichen, daß sie sich gerne an jene anschließen, von denen sie Trost zu finden hoffen, und werth ist ihnen die Hand, die ihre Thränen trocknet. Die Bande der Freundschaft zwischen Almodovar und Salvador knüpften sich immer fester; sie wurden so vertraut, daß Almodovar seinen Freund selbst gastfreundlich zu sich bat, und beyde zusammen wohnten. Der erste Gegenstand, der Salvador's Herz und Sinne an sich riß, war der Anblick der Tochter seines Freundes — das schönste, trefflichste Mädchen, das Portugal hervorbrachte. Noch nie hatte die schöpferische Einbildungskraft so viele Reitze mit dem angenehmsten Wesen vereint, als die Natur an Almodovar's Tochter verschwendete — reich an paradiesischen Gestalten schien sie doch an Isabellen ihr Meisterstück vollendet zu haben. Sanft und edel war ihr Antlitz, und Anstand und Würde erhöhte ihre blühende Schönheit; schlank war ihr Wuchs, und Majestät einer Göttin in dem ganzen Bau ihrer Glieder; das Feuer, das aus ihrem Auge strahlte, breitete Licht über jede verborgene Schönheit, wie die Sonne am hohen Mittag; ganz glich sie einer Gottheit, die den Olymp verließ, um unter Sterblichen zu wandeln, und einen Sterblichen zu beglücken, der ihrer würdig wäre. Hier, meine Tochter! sprach Almodovar, stelle ich dir einen unglücklichen Freund vor, der die hartesten Streiche des Schicksals erlitt; er ist mein Freund, und ich wünsche, daß

er auch der deinige werden möchte; sein Stand und seine Unglücksfälle werden ihn dir ehrwürdig machen; du wirst mir ihn über seine traurige Lage trösten helfen, und ihm seine Tage bey mir angenehm zu machen suchen. — Isabelle sprach mit eben so viel Geist und Bescheidenheit, als die Würde ihrer Miene versprach; aber Salvador war nicht im Stande ein Wort vorzubringen. Staunen fesselte seine Zunge, und Begeisterung schloß seine Lippen bey Isabellens Anblick; sie hatte zu tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht; ein sanftes Beben durchfuhr alle seine Glieder, und Purpurröthe färbte seine Wangen; sein Auge entflammte sich, und ermattete eben so bald wieder; kaum daß er seinen Blick gegen Isabellen erhob, so wandte er ihn schüchtern wieder zur Erde, als könnte sein Auge den Anblick dieser weiblichen Sonne nicht ertragen. Seine Seele schien von einem einzigen Blicke, den Isabelle auf ihn warf, trunken, ihn verlassen zu haben; er stand stumm und unbeweglich, verwirrt, ganz in wonnigliche Entzückung gerathen. Es waren jene köstlichen Augenblicke des ersten Eindruckes der Liebe, die gefühlvolle Seelen nur einMahl genießen, nie aber kalte Herzen.

Zum ersten Mahle fühlte jetzt Salvador die Macht der Liebe: ein verzehrendes Feuer durchströmte seine Adern, und sagte ihm, daß er liebe. Er zitterte bey diesem Gefühle; aber es war zu spät; die Wunde war seinem Herzen versetzt, und tief stak schon der Pfeil der Liebe; ein Augenblick hatte eine Flamme er-

regt, die sein ganzes Leben fort brannte. Große Leidenschaften sind oft nur die Kinder des Augenblicks. Der Graf bemerkte zwar seine Verlegenheit, aber er schrieb sie der Rückerinnerung seines Unglückes zu. Er suchte ihn darüber zu beruhigen, und both ihm einen Spaziergaug in den Garten, um ihn zu zerstreuen. Nehmen Sie von meinem ganzen Hause Besitz, lieber Freund, sagte Almodovar; sehen Sie es für das Ihrige an, mich für Ihren Vater; mein Alter und meine Freundschaft scheinen mich zu diesem Nahmen zu berechtigen. Ich habe nur zwey Kinder; sie werden sich glücklich schätzen, wenn Sie ihr Bruder seyn wollen. Mein Sohn dient dem Könige bey der Armee; und meine Tochter haben Sie bereits gesehen. Ich glaube, auch ich bin schuldig ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne daß man mich eitel nennen kann; sie ist schön, aber ihre Seele ist weit über alle ihre körperliche Reitze, und ich bin stolzer auf den Besitz dieser Einzigen, als auf alle Schätze der Erde, noch mehr aber, daß ich sie selbst dazu gebildet habe, was sie ist — daß ich das Werk der Natur durch meine Erziehung vollendet habe. Ich möchte sie glücklich sehen in den Armen eines würdigen Gatten, noch ehe ich meine Reise nach Indien antrete; Sie werden mir, lieber Freund! einen Tochtermann für sie suchen helfen.

Salvador zitterte bey diesen Worten, er übersah mit einem Mahle die Gefahren seiner Liebe; ein plötzliches Licht verbreitete sich über sein Herz, wie in ei-

ner schwarzen Nacht die Blitze des Himmels dem schaudernden Wanderer die Abgründe zeigen, die unter dem gefahrvollen Fußsteige sind. Sein erster Gedanke war jetzt, eine Liebe zu bekämpfen, die ihm mit den schrecklichsten Folgen drohte; aber fruchtlos war sein Ringen — unglücklich der Streit, den Salvador gegen die Macht der Liebe kämpfte. — Welches Herz fällt nicht unter den mächtigern Zauberwaffen der Liebe? Wer ist stark genug, sich der Gewalt seines Schicksals entgegen zu stemmen? — Er war zu feurig, fühlte zu lebhaft, als daß er mit glücklicherm Erfolge den ersten — mächtigsten Eindrücken der Liebe hätte widerstehen können; sein Herz wurde immer von einem Gefühle unterjocht, wider das er vergebens alle seine Kräften aufboth. Alles Nachsinnen, ein Mittel zu finden, das die Flamme dieser unglücklichen Liebe vertilgen sollte, diente vielmehr, sie heftiger anzufachen. Täglich sah er Isabellen; täglich sprach er mit ihr; täglich sog die Flamme, die ihn verzehrte, neue Nahrung aus ihren Blicken. Jeder Ton ihrer Stimme, wenn sie sang, bewegte harmonisch die feinsten Fibern seines Herzens; der Geruch der Blumen, die ihren Busen schmückten, setzte ihn in Entzücken — alle seine Sinne waren Liebetrunken. Nie wirkt die Leidenschaft heftiger, als wenn die schwache Vernunft des Menschen sie meistern will.

Gleiche Fortscheitte machte die Liebe auch in Isabellens Herz; ihr Auge blieb an Salvador's Auge

hangen, und ihre Blicke suchten den seinigen zu begegnen; sie fühlte eine geheime Unruhe in seiner Abwesenheit, und die Tage, die sie mit ihm zubrachte, verflogen wie Augenblicke. Bald herrschte die innigste Vertraulichkeit unter beyden. Ihr Mund wußte nie von den Geheimnissen ihres Herzens; das Auge war der einzige Bewahrer derselben; ihre Blicke sagten einander ihre Gedanken und Wünsche; sich sehen, war ihnen höchste Erdenwonne, die ihnen kein anderes Vergnügen zu wünschen übrig ließ.

Leider kennt man dieses Bild der Liebe in unsern Tagen so wenig mehr! die Züge sind zu fein, der Charakter dieser Liebe ist zu edel für grobe Alltagsseelen. — — Man spottet edlern Gefühlen der reinen Liebe, die die höchste Wonne aus den Blicken des Liebenden saugt, weil man, herabgesunken von Menschen, meistentheils nur den Genuß thierischer Lüste kennt. Man ist mehr Körper als Geist, und glaubt daher nicht, daß Genüße reinerer Wonne im Menschen liegen, als die Sinnlichkeit uns darbiethet. Viele rechnen sogar die Existenz der geistigen Liebe zu den Chimären der Fabelwelt; lachen, wenn man davon redet, und alle Liebe ist ihnen sündhafte Begierlichkeit. Sie, die nur das Laster kennen, können sich keinen Begriff von der wahren Liebe machen. Daher bezeichnen sie immer schändliche Ausschweifungen der Wollust und die Liebe unter einerley Nahmen, und alle die abscheulichen Folgen der erstern schreiben sie der Liebe zu. Das unschul=

digste Mädchen wird mit einem zweydeutigen, argwöhnischen Blicke angesehen, wenn es liebt; und der edelste Jüngling betritt nicht das Haus des Mädchens, das er liebt, ohne der tausendzüngigen Verläumdung zur Unterhaltung zu dienen. Man wirft ihn unter den großen Haufen gewöhnlicher Liebhaber, und sie ist beynahe so gut als entehrt. Man kann mit keinem Frauenzimmer öffentlich sprechen, ohne nicht sogleich den Verdacht eines strafbaren Umgangs zu erwecken; und der Mann, der Ehre und Gefühl für Andere hat, darf es kaum wagen, ein Mädchen zu sehen, mit ihr zu reden, oder gar öffentlich über die Gasse mit ihr zu gehen, wenn er ihre Tugend nicht zum Gegenstand der allgemeinen Lästerung machen will. — Welch ein schändlicher Zug in dem Charakter des Jahrhunderts, wo man so wenig Sitten hat, daß ein Mensch dem andern keine Tugend mehr zutraut! — Wie verdorben müssen die Herzen seyn — wie versunken in die thierische Sinnlichkeit, die das höchste Vergnügen in Befriedigung körperlicher Triebe suchen, und nicht glauben können, daß es Herzen geben kann, die des Genusses höherer Wonne fähig sind! — — O wie sehr wünschte ich, solche Menschen unter die fabelhaften Hyperboreer, unter die Faunen und Satyren des Alterthums rechnen zu dürfen, so wie sie die Beyspiele edelliebender Seelen in Romanenwelten versetzen; aber leider vermehrt sich das Geschlecht der Thiermenschen zu sehr, als daß man je an ihrer Existenz zweifeln sollte. Es gibt Männer, die den Werth

der Mädchen, die ihre Begierde reitzen, mit lüster-nen Augen berechnen; und Frauenzimmer, die in den breiten Schultern und vollen Waden des Mannes den größten Vorzug finden. — — Schande dem Jahrhundert! — wehe dem Volke, das so tief gesunken ist — das die edelsten Gefühle des Menschen verloren hat — dem das Bild zärtlicher Seelen, die sich tugendhaft lieben — lieben, wie Wesen zu höheren Welten bestimmt — eine lächerliche, chimäre Phantasie ist, die nur im Ideenreiche der Romane existirt. — —

Aber wie von so kurzer Dauer war Salvador's Glück — das Glück seiner Liebe! — Kaum glaubte er in dem Besitze Isabellens Alles wieder gefunden zu haben, was ihm die Grausamkeit des Schicksals und der Menschen entriß, als er Isabellen auf immer zu verlieren schien.

Eine Menge Freyer warben um ihre Hand, die mit ihr von gleichem Alter, gleichen Vorzügen der Geburt, und eben so reich waren; aber ihr Herz blieb gegen alle gleichgültig, und wurde sehr wenig von der Zudringlichkeit ihrer Wünsche beunruhigt; sie versprach sich von der zärtlichen Liebe ihres Vaters, daß er sie niemahls zu einer Verbindung zwingen würde, die nicht die Wahl ihres eignen Herzens wäre. Aber desto untröstlicher war Salvador; die Furcht, Isabellen zu verlieren, brachte ihn bis zur Verzweiflung. Tausend Vorwürfe häuften sich in seinem Herzen auf, und quälten seine Seele. Wie! ich bin der Unglückliche, rief Salvador aus, der Isabellen an einem Glücke hindern sollte, das sich ihr

jetzt in der glänzendsten Gestalt zeiget? — Ich soll die Ruhe einer Familie stören! undankbar an meinem Freunde handeln, und das Herz seiner Tochter verrätherisch an mich reißen! — — Diese Gedanken stellten ihm seine Liebe als das schwärzeste Verbrechen vor, und sein edles Herz blieb fest auf dem großmüthigen Entschluß, sich selbst zu besiegen. Von dieser Stunde vermied er Isabellen zu sehen; er suchte so selten um sie zu seyn, als es immer die Umstände zugeben konnten, und strengte alle seine Kräfte zu einem fürchterlichen Kampfe wider sein eigenes Herz an: allein diese gewaltsame Anstrengung versenkte ihn in eine tiefe, düstere Melancholie, und griff seine Gesundheit an; Isabelle sah diese Veränderung in Salvadors Zügen, und zitterte für sein Leben. Nun war ihr ganz um seine Wiederherstellung zu thun; was wollte sie nicht um seine vorige Heiterkeit, um sein freudelachendes Auge geben! — o welch ein Preis schien ihr hoch genug zu seyn, um den sie nicht Salvadors Ruhe zu erkaufen wünschte! — Sie schrieb ihm ein Billet, und vertraute es der Ehrlichkeit eines Sklaven Almodovars an. Salvador nahm und las es mit einer Unruhe, einer ängstlichen Ungeduld, die selbst des Auges blitzschnelle Uebersicht einer ermüdenden Langsamkeit beschuldigte. Aber welche Freude, welches Entzücken, als er Folgendes las:

»Ihr Zustand, Salvador! macht mich schaudern: »ich besorge das Schlimmste für Ihr Leben; erhalten

»Sie dieses theure, kostbare Leben für mich — für »Isabelle, die jetzt nur für Sie lebt.« —

Salvador benetzte dieses Billet mit Thränen; wohl hundertmahl des Tages suchte er es aus seinem Busen hervor, worin er dieses unschätzbare Zeugniß von Isabellens Liebe verschlossen hatte, und las es mit eben so vieler Begierde — mit eben so hinreißendem Entzücken durch, als wenn er es das erste Mahl läse. In einem dieser entzückenden Augenblicke, da er so ganz das Glück fühlte, der zu gefallen, die er liebte, sagte man ihm, daß ihn Almodovar zu sprechen verlange. Salvador erschrack, und die wenigen Augenblicke ließen ihm kaum so viel Zeit sich zu fassen, um in ruhiger Lage vor Isabellens Vater zu erscheinen. Kommen Sie, mein lieber Salvador, fing Almodovar an, trösten Sie Ihren Freund; nie hatte ich vielleicht des Trostes der Freundschaft nöthiger als jetzt. Sie kannten meine Absichten mit Isabellen; Sie wußten, mit welch unbegränzter Vaterzärtlichkeit ich ihr Glück zu machen wünschte; wie sehr ich verlangte, sie noch vor meiner Abreise nach Indien zu verheirathen. Von allen Seiten werden ihr die glänzendsten Anträge gemacht; die edelsten Sprossen unsers Adels werben um sie, aber keiner von Allen hat sich noch Isabellens Beyfall erwerben können. Ha! meine Tochter, die sonst ihr einziges Glück darein setzte, sich mir gefällig zu zeigen, widersteht allen meinen Absichten mit einer Hartnäckigkeit, worüber ich erstaune. — — Ihre Blicke sind

nicht mehr so frey, düster ist ihr Auge, und finstere Schwermuth scheint die Heiterkeit ihres Geistes verscheucht zu haben. — Sollte ihr Herz — — Himmel! wenn ein niederträchtiger Verführer — aber vielleicht argwohne ich zu viel; ich will meinen Muthmassungen nicht trauen. Ihnen überlasse ich es nun, bester Freund, mich über die Sache aufzuklären; nehmen Sie mir die ängstlichen Zweifel, und geben Sie diesem Vaterherzen Ruhe wieder. Ich weiß, Isabelle schätzt Sie; vielleicht wird sie Ihnen mehr Zutrauen schenken als ihrem Vater. Durchforschen Sie ihr Herz; lesen Sie in ihrer Seele, und — o strafe mich nicht, Himmel! wenn Sie Gefühle in ihrem Busen entdecken, die Sie ohne Erröthen nicht gestehen darf, nehmen Sie es auf sich, Isabellen davon zu heilen; ersparen Sie ihr und ihrem Vater all den Jammer, den mir eine Liebe machen würde, die ihrer unwürdig wäre — die das Geschlecht der Almodovars entehrte.

Thränen des zärtlichsten Schmerzes träufelten bey diesen Worten aus Almodovars Augen, und mit innigstem Gefühle schloß er Salvador in seine Arme. Dieser war äußerst verlegen, ganz von des zärtlichen Vaters Rede gedemüthiget, und machte sich im Herzen die bittersten Vorwürfe über den Gram Almodovars, dessen er sich als die einzige Ursache angab. Schon wollte er sich zu seinen Füßen werfen, und ihm die ganze Geschichte von seinem und Isabellens Herzen entde-

cken, als Almodovar zu reden fortfuhr: Verzeihen Sie, mein lieber Salvador! Sie sind gerührt über meinen Schmerz, aber sagen Sie mir, was ist die Ursache, daß der Ihrige sich vermehrt? — Sie scheinen seit einiger Zeit in einer Traurigkeit versunken, die mir nahe geht, alle Ihre Tritte begleitet verzehrender Kummer; Ihre Gesundheit leidet sichtbar dabey, und das Herz des Freundes fühlet doppelt den geheimen Schmerz, der das Ihrige verwundet. Bisher hatte ich Ehrfurcht für das Geheimniß Ihres Kummers, aber es wird Verbrechen in den Augen der Freundschaft, wenn der Freund ihn zu lindern vermag. Sagen Sie, was mißfällt Ihnen hier? Ist Ihnen meine Freundschaft nicht mehr angenehm? hat meine Tochter etwa die Achtung vergessen, die sie Ihnen schuldig ist? Können Sie sich über eine Nachläßigkeit meiner Freunde beklagen; oder hat Sie Unachtsamkeit meiner Hausgenossen beleidigt? — Haben Sie seither einen Verlust erlitten, der Ihnen untröstlich fällt? — — O reden Sie, Salvador! mein Leben — Alles, Alles geb' ich für Sie; sagen Sie, und ich will Ihnen in Allem Genugthuung leisten, was immer im Stande ist, Ihrem Herzen Ruhe wieder zu geben. — — Oder schmerzt es Sie vielleicht, daß Sie vom Könige die versprochene Schadloshaltung über den Verlust ihrer Länder noch nicht erhalten haben? Beunruhiget dieß Ihre Seele? — O seyen Sie, versichert lieber Freund! daß der König keine seiner Versprechungen unerfüllt läßt; rechnen

Sie auf sein Wort, und auf meinen Eifer; ich werde Alles thun, daß Ihre Hoffnungen vollkommen befriedigt werden.

Ganz durchdrungen von den wärmsten Freundschaftsversicherungen Almodovars; beschämt, das Herz eines so großmüthigen Freundes zu beleidigen, stand Salvador lange an; er wollte dem Grafen zu Füßen fallen, und ihm sein Herz ganz aufdecken, aber die Furcht, dem Herzen seines Freundes durch dieses Geständniß eine zu tiefe Wunde zu schlagen, hielt ihn noch zurück; er traute noch der schmeichelhaften Hoffnung, sich selbst aus Isabellens Herzen zu verbannen, und sie den Wünschen ihres Vaters nachgiebiger zu machen. Salvador gab sich alle Mühe, sich vor Almodovars Augen zu fassen; er gab die weite Entfernung von seinem Vaterlande zum Grunde seines Schmerzes an, das Rückdenken an seine erlittene Unglückfälle, und andere Umstände mehr, die nicht in Almodovars Macht stan- den, sie zu heben. Almodovar sprach Salvadorn mit aller Beredsamkeit, die von den Lippen der Freundschaft fließt, Muth zu; er bezeugte die edelste Theilnahme an seinem Schicksale, und suchte ihn durch tröstende Hoffnungen zu beruhigen: Salvador dankte ihm dagegen mit Thränen des zärtlichsten Dankgefühls; ihre Herzen schloßen sich an in den innigsten Umarmungen, und ihre Seelen floßen in einem Kusse zusammen auf ihren Lippen; aber wie bald brach der feindliche Genius Salvadors das heilige Siegel der Freundschaft, und

zerriß die Urkunde des Bundes im Herzen Almodovars! —

Der Sklave, der Isabellens Billet an Salvador überbrachte, hatte die Kühnheit, es zu lesen; er erschrack über seinen Inhalt, und je mehr er nachdachte, je mehr fing er an, üble Folgen für sein Selbst zu befürchten. Sklavenfurcht bemächtigte sich ganz seines Herzens; er warf sich vor Almodovar in Staub, und küßte die Gnade von seinen Füßen. Er gestand den Auftrag Isabellens, den Inhalt des Billets, und schilderte in den deutlichsten Zügen Salvadors Verwirrung, seine Freude, das ganze Aufleben seiner Seele, als er dieses Blatt las. So goß der Feige mit verschwenderischer Hand alles Gift des Hasses, der Eifersucht und der Wuth in das zärtlichste, liebevollste Vaterherz. Verdammt! schrie Almodovar aus, das ist also der Elende, der das Herz meiner Tochter geraubt hat! der die Blüthetage ihrer Jugend vergiftet hat! — Der Schändliche, der die Freundschaft verrieth, und die heiligen Rechte der Gastfreundschaft verletzte! — O Fluch dem treulosen Heuchler! — O der Bösewicht! — Wie künstlich er die Thränen hervorzulocken wußte! — Mit welcher Treulosigkeit er die zärtlichsten Versicherungen meiner Freundschaft aufnahm! — Mit welch tückischer Wonne er im Stillen der Früchte seiner Schandthaten genoß! — Fort, Niederträchtiger! kündigt ihm an, sagte Almodovar zu den herumstehenden Sklaven, daß er sogleich mein Haus verlasse; daß er es bey seinem Leben

nicht mehr wage, die Schwelle desselben zu betreten. — — In dem ersten Aufruhr seines Herzens schrieb er ihm auch dieses Billet:

»Sie sind an meiner Freundschaft zum Verräther »geworden, und haben mein Zutrauen mißbraucht; »alsogleich fliehen Sie aus meinem Hause, das Sie »entehren, und wagen Sie es nie mehr, einem Freunde »unter die Augen zu treten, den Sie so grausam be»leidiget haben.«

Almodovars Zorn war ohne Grenzen, denn er glaubte, auch Salvador habe seiner Leidenschaft keine Grenzen gesetzt. Alle Verachtung, womit er das ganze Menschengeschlecht seines Jahrhunderts zu belegen gewohnt war, und aller Haß, den er dagegen hegte, fielen nun ganz auf Salvador und Isabellen. Es wäre ihm leicht gewesen, sich mit einem einzigen Worte von ihrer beyden Unschuld zu überzeugen, aber die natürliche Unbiegsamkeit seines Wesens, der Stolz seines Herzens, und die Strenge seiner Grundsätze waren in gleichem Grade beleidigt; er wollte lieber ungerecht gegen seine Tochter seyn, um das Recht zu haben, einen Freund zu hassen. Salvador erlag dem Schmerze, den ihm die Nachricht von Almodovars Zorn und seiner Verstoßung machte; betäubt lag er lange Zeit auf einem Sopha; er schien unter den Trümmern des eingestürzten Himmels zu liegen, und nur noch einige Minuten zu leben, um ganz den Schlag zu fühlen, der ihn traf. Er vernahm seine Verbannung, ohne in

Klagen gegen Isabellens Vater auszubrechen, und gab sich selbst als die Ursache alles Unglücks an. Er verweilte nicht länger mehr in Almodovars Hause, und verbarg sich in dem entlegendsten Theile der Stadt. Auf der Stelle faßte er den Entschluß, nie mehr durch seine Gegenwart Isabellens Ruhe zu stören, oder den Schmerz des erbitterten Vaters zu schärfen.

Isabelle erfuhr bald Salvadors Abwesenheit, aber die Umstände, die sie veranlaßten, waren ihr noch unbekannt. Sie wagte es nicht, Jemanden davon zu sprechen, und Niemand unterstand sich, ihr dieses geheime Dunkel aufzudecken. In dieser ängstlichen Ungewißheit über das Schicksal ihres Geliebten beklagte sie bald die Härte seines Unglückes, bald beschuldigte sie ihn einer Gleichgültigkeit. Der Undankbare, rief sie aus, vielleicht fliehet — vielleicht hasset er mich gar. Wie, wenn er mich noch liebte, sollten seine Augen nie den meinigen begegnen? Wär's nicht möglich, daß wir uns im Schauspiele, oder auf Spaziergängen sehen? — Sollte ihm die Liebe, sinnreich und schnell in Empfindungen, nicht Gelegenheit schaffen, mir sagen zu können, daß er mich liebe? — So klagte Isabelle manche einsame Stunde des Tages, und überhäufte den unglücklichen Salvador mit ungerechten Vorwürfen; aber bald verstummten diese Klagen wieder, und die Liebe verwies ihr ihre Ungerechtigkeit. Dann floßen Thränen in den schlaflosen Stunden der Nacht über Salvadors Schicksal, und bange Ahnungen quälten ihr Herz.

Unterdessen schlug Isabelle mit anhaltender Standhaftigkeit alle Anträge aus, die ihr gemacht wurden; sie gebrauchte die künstlichsten Wendungen, um alles Andringen ihres Vaters zu vereiteln, der sie bewegen wollte, einen Gemahl anzunehmen. Sie wußte, daß Salvador bey Hofe seine Rechte konnte geltend machen, daß er nicht ohne Ansehn war, daß ihm der König große Versprechungen gemacht hatte; und so hoffte sie, daß, wenn er vom Hofe je Gnaden erhalten sollte, die seiner Geburt und dem Verluste seiner Länder das Gleichgewicht hielten, er bald im Stande seyn würde, ihr eine Hand anzubiethen, die Almodovars Stolz nicht mehr verschmähen könnte.

Fast mit ähnlichen Gedanken unterhielt sich auch Salvador in seiner Einsamkeit; Isabellens Bild verfolgte ihn allenthalben, überall fand er ihre Züge. Er wollte nicht — um Isabellens Glück nicht — daß sie sich ebenfalls mit seinem Andenken beschäftigen sollte, nur wünschte er, daß sie ihn nicht treulos nennen möchte. Wohl hundertmahl des Tages zog er das unglückliche Blatt hervor, welches das Geheimniß seiner Liebe verrieth, und schrieb seinen Inhalt in den Sand des Tago und schnitt ihn in die Rinde der Bäume, die diesen Fluß begrenzen.

Salvador kannte die Unbiegsamkeit Almodovars und seine Absichten zu gut; er konnte sich gar nicht schmeicheln, je Isabellens Besitz zu erlangen; doch fand er eben auch keine ganz unüberwindlichen Hindernisse; sein Herz öffnete sich der Hoffnung, der Freun-

din der Liebe. Er ließ sich jetzt seine Sache bey dem Könige ungleich mehr angelegen seyn als jemahls; er glaubte von ihm Gnaden hoffen zu können, die ihn Isabellen näher bringen würden; er machte daher den Ministern öftere Besuche, und sprach nicht mehr mit ihnen von seinen Forderungen mit dem Nachdrucke und der Festigkeit, die ihm sonst seine Geburt und die Gerechtigkeit seiner Sache einflößten; die Liebe, die die wildesten Herzen bezähmt, hatte auch seinen Charakter geschmeidiger gemacht: Salvador war jetzt ein unermüdeter Sollizitant, dringend, und konnte selbst Demüthigungen ertragen, denn sie schienen ihn nicht mehr zu beleidigen, wenn er bedachte, daß Isabelle für ihn verloren sey.

Eines Tages, als er bey dem Seeminister Gehör hatte, traf er eine Dame an, die er schon vor einiger Zeit hatte kennen lernen, und die eben wie er die Ankunft des Ministers erwartete. Diese Dame war eine alte Freundin Almodovars; sie wußte einen Theil der Geschichte, die mit Salvador vorgegangen war, und, mag es nun frauenzimmerliche Neugierde, oder Mitgefühl an seinem Unglücke gewesen seyn, warum sie von Isabellen zu reden anfing, sie schien sich doch für Salvador zu interessiren. Sie sagte ihm, daß Isabellens Gesundheit von Tag zu Tag abnähme; daß sie noch immer standhaft alle Parthien ausschlage, die ihr angetragen werden. Sie versprach ihm sogar, ihm mit Isabellen eine Zusammenkunft zu veranstalten.

Salvador nahm dieses Anerbiethen mit ausnehmender Freude an; Tag und Ort wurden bestimmt, wenn er eine Antwort erhalten sollte; er eilte auf den Flügeln der Liebe an die Stelle, wo ihm Isabellen zu sehen versprochen war; aber wie erstaunte Salvador! welch ein Schmerz! als er vernahm, daß Isabelle mit frostiger Gleichgültigkeit ihn habe nennen hören; daß sie zu zweifeln schien, ob ihm wohl ihre Gegenwart wichtig seyn könne, und sie ihm sagen ließ, sie sey gänzlich genesen.

Himmel! rief Salvador, ist es möglich, daß Isabelle auf einmahl leichtsinnig mich habe vergessen können! — Sie kann so ungerecht, so grausam gegen mich seyn! — Mag sie immer aufgehört haben, mich zu lieben, wenn diese Veränderung ihr Glück macht; ich will mich nicht über die Kälte ihres Herzens beklagen, wenn es dadurch Ruhe erhält; aber — sie beurtheilt mich ungerecht; der Wahn, daß ich an dem Glücke ihrer Tage nicht Antheil nähme, von dem sie sich hinreißen läßt, macht mir diesen Schlag doppelt fühlbar. Verächtlich läßt sie mich durch einen fremden Mund diesen Wechsel wissen; ja sie scheint Freude daran zu haben, meinem Herzen eine unheilbare Wunde zu versetzen. Gott! das ist zu viel! — Ha! Ich will fliehen — einen Ort fliehen, wo kein Menschengefühl wohnt, weil ich es selbst in Isabellen nicht mehr finde.

Mit blutendem Herzen und Unmuth in der Seele, blickte jetzt Salvador nach allen Gegenden der Welt,

und schien einen Ort zu wählen, wo er mit seinem Grame hinfliehen sollte, um ihn und sich dort zu begraben. Seine Wahl blieb nicht lange ungewiß; ein geheimer Hang ziehet die Menschen an ihr Vaterland. Er erinnerte sich in dem Augenblicke, daß unter Indiens Völker, die mit seinen Voraltern in Bündnissen standen, die Maratten die zahlreichsten und die herzhaftesten waren, und daher seiner Leidenschaft mit großen Hoffnungen schmeichelten, weil sie beständig mit den Portugiesen Krieg führten. Er entschloß sich, unter ihnen eine Freystätte und Waffen zu suchen. Er machte sich die erste beste Gelegenheit zu Nutzen, nach Indien zu reisen, und kam glücklich bey diesem kriegerischen Volke an, wo er an Portugall seinen Vater, seine verlornen Länder und seine unglückliche Liebe zu rächen beschloß. Er gab bald glänzende Beweise seines Muthes und seiner Geburt. Was er in Europa von der Kriegskunst gelernt hatte, lehrte er jetzt auch seinen Soldaten, und verband Kunst mit der ursprünglichen Tapferkeit eines freyen Volkes. In allen Vorfällen suchte er den Tod auf, und fand überall Sieg und Ehre. O wie leicht wird ein lebenssatter Waghals zum Helden! — Wie oft ist nicht die Tapferkeit der größesten Sieger der geheime Wunsch, aus Lebensüberdruß zu sterben, und ihre Lorbeern sproßten oft auf einem Grunde, den Thränen hoffnungsloser Liebe begossen.

Die Indianer sahen Salvador für einen Schutz-

geist an, den ihnen der Himmel gesandt hatte, ihre Freyheit und ihr Land zu sichern; sie glaubten, nur so ein König könnte das Wohl der Nation befestigen, und alle Stimmen des Volkes vereinigten sich, ihn auf den Thron zu setzen. Er bestieg ihn mit der einzigen Freude im Herzen, ihn einst mit Isabellen theilen zu können. Nun, rief er aus, gütige Gottheit! gabst du mir eine Krone, um sie der würdigsten der Sterblichen anbiethen zu können. Sie — die unumschränkte Beherrscherin meines Herzens — wird auch die Königin eines großen Landes werden; aber — wie unbedeutend ist dieser Hufe Landes gegen den Besitz von Isabellen! O könnte ich den ganzen Erdball beherrschen, um ihr mit mehr Ansehen mein Reich anzubiethen! — —

So stellte sich Salvador oft das Vergnügen vor, einer Geliebten eine Krone geben zu können; aber eben so oft machte ihn auch der Gedanke verlegen: wird sie ihr auch angenehm seyn? — Wird sie den Thron mit einem Unglücklichen theilen wollen, den sie aufgehört hat zu lieben? — Es würde ihm leichter geschienen haben, ganz Indien zu erobern, als die Art auszufinden, wie er Isabellen mit seinen Eroberungen ein angenehmes Geschenk machen sollte. Der grausame Krieg, den die Portugiesen mit den Maratten führten, und vor Allem die unermeßliche Entfernung legten seinen Wünschen die schwerensten Hindernisse in den Weg. Er glaubte nicht anders, als Isabelle sey noch zu Lisabon; aber Salvador irrte; sie hatte schon ihr Vaterland verlassen, lebte bereits

in den Gegenden, wo europäische Barbarey den lange verborgenen Bewohnern Westindiens ihre Freyheit und Schätze raubte; sie war nahe an Salvador, und hauchte fast gleiche Luft mit ihm ein. Almodovar hatte endlich die Stelle eines Vice = Königs, um die er sich so lange bewarb, erhalten; er kam in Goa an, und war eben beschäftigt, diese Stadt gegen einen Angriff der anrückenden Maratten in hinlänglichen Vertheidigungs = Stand zu setzen. Seine Tochter, die noch immer nicht zu andern Gesinnungen zu bereden war, hatte ihn dahin begleitet, schmachtend unter den Leiden einer unglücklichen Liebe; sie glaubte sich von Salvador auf ewig zu entfernen; und wähnte nicht, ihn einst mitten in einer der schreckvollsten Begebenheiten wieder zu finden.

Kaum war Salvador im Besitze der Alleinherrschaft, so gab sich eine Gelegenheit zu einem Unternehmen, das die Freyheit oder das Verderben seines Volkes entscheiden mußte; allein die Aussicht war günstiger für das erste. An der Spitze eines zahlreichen Heeres wagte es Salvador, Goa zu belagern, die Hauptstadt der Portugiesen in diesem Welttheile. Sie war von Kunst und Natur stark befestigt; aber was vermögen Mauern und Thürme gegen den unbezwinglichen Muth eines Freyheit athmenden Volkes? — Die Tapferkeit der Maratten ging nahe an Wildheit; der Widerstand der Portugiesen konnte nichts als ihrem Freyheitssinne neue Stärke geben; Wuth und Ra=

che tobten in Aller Herzen; man rief allgemein zum Sturme; nichts konnte ihren Anfällen widerstehen; sie übersprangen alle Hindernisse, überstiegen die Wälle, und tödteten, was ihnen in Weg kam. In wenig Minuten floßen Ströme von Blut in den Gässen der Stadt, und das Verderben war allgemein.

In diesem entsetzlichen Gewirre wurde Salvador nicht mehr gehört; vergebens both er sein Ansehen und seine Kräfte auf, einen Haufen dieser Rasenden zurückzuhalten. Er kannte den Vice-König nicht, noch weniger die Gefahr, die Isabellens Leben drohte; er vermuthete nichts weniger, als in dieser Stunde den schaudervollsten Auftritt seines Lebens zu sehen; seine natürliche Großmuth trieb ihn an, den Statthalter vor der Wuth seiner Leute zu schützen, und in dieser Absicht eilte er seinem Pallaste zu; aber die Thore waren schon erbrochen; einige der Maratten waren schon bis in das Zimmer Almodovars gedrungen; um ihn her lagen seine Sklaven und Hausgenossen, von der wüthenden Hand der Sieger erschlagen; er selbst war umrungen, und konnte nur mehr schwachen Widerstand leisten. Seine Tochter, die ihre Thränen, ihre Schönheit, ihre Jugend und ihr Jammer noch mitleidswürdiger machten, stellte sich zwischen ihren Vater und die Soldaten, um ihm zur Schutzwehre zu dienen, und den Tod aufzuhalten, daß er nicht in das Herz ihres Vaters dringe, oder das Schwert des Feindes eher ihr eigenes durchbohre. Schon drohten die wuth-

entflammten Krieger, ihre Brust zu durchstoßen; fürchterlich schwirrten die Klingen der Feinde über Isabellens Haupt, und ihre Lanzen, rauchend noch von dem Blute der Portugiesen, stürmten auf sie los, als in eben dem fürchterlichen Augenblicke Salvador kommt, Isabellen erkennt, und schneller als der, Gedanken gleich eilende Blitz den Streich abwendet, der sie ihm auf ewig würde entrissen haben. Haltet, Brüder! schrie er, bey dem Gott unserer Väter, haltet! Die Stärke seiner Stimme, der Ton — worin die ganze Macht der Liebe und das Entsetzen lag, Isabellen zu verlieren, hielt die Maratten zurück; Erstaunen fesselte die Mord drohende Hand, als sie sahen, daß Salvador zu Isabellens Füßen stürzte. Kaum wollte diese ihren Augen trauen, aber sie sah Salvadorn, und sank ohnmächtig ihrem Vater in die Arme. Der Graf hielt sie mit einer Hand aufrecht, und mit der andern schien er seinen großmüthigen Freund von sich stoßen zu wollen. Die Maratten wurden von diesem Anblick gerührt; auch ihre erbitterten Herzen fühlten das Edle dieser Scene; sie traten ehrfurchtsvoll zurück. Endlich öffnete Isabelle die Augen wieder, um sich ganz von ihrem Glücke zu überzeugen.

Allein Almodovar, der seinem Menschenhasse nie untreu wurde, sah mit grimmigem Blicke den glücklichen Sieger an, den er für seinen größten Feind auf der ganzen Welt hielt; er wollte all seine Wuth ge-

gen ihn ausgießen, aber Salvador ließ ihm nicht Zeit; hastig fing er an: Graf! nie habe ich die Freundschaft verrathen; es ist wahr, ich liebte Isabellen, liebe sie noch, aber noch bis diese Stunde wagte ich es nicht, es ihr zu gestehen. Nun, Almodovar! glaube ich meine Liebe in ihren Augen rechtfertigen zu können; ich bin König der Maratten, und kann, wenn ich ihrer anbethungswürdigen Isabelle meine Hand gebe, mit ihr einen der ersten Throne Indiens theilen. O Almodovar! erfüllen Sie meine Wünsche, machen Sie das Glück eines Freundes, der nie aufgehört hat es zu seyn. Durch dieses Bündniß werden Sie auf immer Portugall und Indien den Frieden geben. Ich will mich nicht eines Sieges übernehmen, der Ihrem Leben so fürchterlich war; ich thue ganz Verzicht auf meine Eroberung; ich stelle den Portugiesen alle Länder zurück, die ich ihnen abgenommen habe — ja, wenn man es verlangt, sollen sie die Eroberer seyn, ich will ihre Grenzen erweitern — — kurz, Graf! ich lasse Ihnen vollkommene Freyheit — mehr, denn ich selbst habe.

Almodovar war von Salvadors Großmuth ganz durchdrungen; Schamröthe überzog seine Wangen über seine Härte; es kränkte ihn, jemahls ihm seine Freundschaft entzogen zu haben. Er warf sich in Salvadors Arme, bath ihn, was zwischen ihnen vorging, zu vergessen, und gab freudig seine Einwilligung zu

Isabellens Liebe. Der andere Morgen wurde zum glücklichen Tage ihrer Hochzeitfeyer bestimmt.

Ein Augenblick, der die alte Freundschaft in Almodovars Herzen herstellte, stillte auch die Wuth und Mordgier der erbitterten Feinde. Das Band, des Salvadors und Isabellens Herzen umschlang, vereinigte den Sieger mit dem Besiegten; die Maratten traten mit den Portugiesen in Freundschaft; sie wurden es zufrieden, daß ihnen Goa wieder zurückgestellt würde.

Almodovars Herz beherrschten wechselweise Gefühle der Freude und der Reue über sein Unrecht, das er an Salvador und Isabellen begangen hatte: dieser, der außer sich keines Wesens bewußt war, als seiner geliebten Isabelle, schien zu träumen, und wollte kaum seinen Augen trauen. Wie sich so auf ein Mahl die fürchterlichste Scene in den freudigsten Auftritt verwandelt hätte — auf ein Mahl im Besitze eines Gutes, wornach sein Herz Jahre lang sich sehnte, wozu ihm so wenig Hoffnung mehr blieb, und das er noch vor wenig Sekunden in Gefahr war auf ewig zu verlieren — alles das riß seine Seele fort in den Strom der unnennbaren Freude; all sein Bewußtseyn war das Gefühl des Glückes Isabellen, zu besitzen.

Isabelle umarmte bald die Kniee ihres Vaters; bald schloß sie wieder Salvador in seine Arme, aus seinen Augen sie die Wonne dieses glücklichen Tages zu trinken schien. Vergiß nicht, Geliebter! sagte sie zu

ihm, daß Beständigkeit unserer Herzen das Glück unserer Liebe machte, und nur Beständigkeit kann uns dieses Glück erhalten. Sie führte uns zum Ziele unserer Wünsche — o möge uns der Himmel nie mehr davon entfernen!

Inhalt.

Seite

Einleitung. 7
Erhebung des Gefühls zum Schöpfer. . . . 20
Von den Hauptlastern, woraus das Unglück der Menschheit entsteht. 25

Erzählungen.

Folgen des Hochmuths und des Stolzes in Hybernien. 34
Ludwig, der Gebartete. 61
Lottchen, eine wahre Geschichte. 76

Charakterschilderungen nach Originalien.

Mirmon. 115
Turpin. 116
Eugenie Brandfort. 118
Der Sieg der Standhaftigkeit. 171

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckartshausen, Carl <<von>>,

Schriften

Bd.: 13

Wien 1830

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 211-13/14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341843-1